ORIENTALISTISCHE LITERATURZEITUNG

Monatsschrift für die Wissenschaft vom ganzen Orient

und seinen Beziehungen zu den angrenzenden Kulturkreisen

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. **G. Bergsträßer,** Dr. **H. Ehelolf** und Prof. Dr. **A. v. Le Coq**

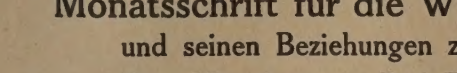
Herausgegeben von

Professor Dr. Walter Wreszinski

INHALT:

Die Ausgrabung von Kerma. Von A. Scharff 89

Das „Sandfahren" der Totenfiguren (wšbtiw)



„um den Sand der Ostseite zur Westseite zu fahren". Von L. Keimer 98

Ein Lied von Mani. Von H. H. Schaeder . . 104

Besprechungen . . . . . 107—153

Bassermann-Jordan, E. von: Die Geschichte der Zeitmessung u. d. Uhren. Bd. 1 (W. Kaufmann) 109

Cálidás: The Seasons, in Faksimile hrsg. von H. Kreyenborg. (E. Waldschmidt) . . . 145

The Cambridge Ancient History. Ed. by J. B. Bury, S. A. Cook, F. E. Adcock. Vol. II. (F. Münzer) 109

Das, R. K.: Factory Legislation in India. (O. Stein) 146

Deonna, W.: L'Archéologie, son domaine, son but. (G. Karo) 114

Dölger, F.: Regesten d. Kaiserurkunden d. oström. Reiches von 565—1453. I. Teil. (E. Caspar) 129

Edwards, E.: A Catalogue of the Persian Printed Books in the British Museum. (J. Horovitz) 144

Eliséèv, S.: La Peinture contemporaine au Japon. (L. Rieß) 149

Farley, W. J.: The Progress of Prophecy. (C. Kuhl) 141

Fischer, A.: Orient. (W. Heffening) 108

Gercke, A. u. E. Norden: Einleitung in die Altertumswissenschaft. I, 9. (E. Kühn) . . . 113

Grimme, H.: Der Koran. (J. Hell) 142

Hedin, Alma: Mein Bruder Sven. (E. Tiessen) 152

Hiller von Gaertringen, F.: Griech. Epigraphik. (E. Kühn) 113

Joüon, P.: Grammaire de l'Hébreu Biblique. (P. Leander) 132

Kittel, R.: Die hellenistische Mysterienreligion und das Alte Testament. (J. Hempel) . . 137

Kool, Catharina: Das Kinderspiel im Indischen Archipel. (F. Graebner) 151

Köstenberger, R.: Sechs Jahre in Turkestan. 2. Aufl. (H. Goetz) 147

Kreyenborg, H.: The Seasons, by Cálidás, in Faksimile hrsg. (E. Waldschmidt) 145

Maas, P.: Griechische Paläographie. (E. Kühn) . 113

Michel, A.: Humbert und Kerullarios. I. Teil. (E. Seeberg) 130

Montet, E.: Le Coran. Traduction nouvelle. (J. Hell) 142

Neugebauer, R., u. J. Orendi: Handbuch der orientalischen Teppichkunde. (K. Wulzinger) . 145

Radin, P.: Monotheism among Primitive Peoples. (M. Löhr) 131

Roeder, G.: Ägyptische Inschriften aus den Staatlichen Museen zu Berlin. VIII. Heft. (R. Anthes) 131

Schäfer, H. u. W. Andrae: Die Kunst des Alten Orients. (N. de Garis Davies) 122

Schubart, W.: Papyruskunde. (E. Kühn) . . 113

Skinner, J.: Prophecy and Religion. (L. Köhler) 140

Smith, P.: The Prophets and their Times. (M. Löhr) 139

Springer, A.: Die Kunst d. Altertums. 12. Aufl. nach A. Michaelis bearb. v. P. Wolters. (L. Curtius) 117

Wagner, H., u. E. Debes: Schulwandkarte von Afrika, physik.-polit. Ausg. (M. Friederichsen) 151

Westermanns Weltatlas. (M. Friederichsen) . 107

Wulzinger, K.: Byzantinische Baudenkmäler in Konstantinopel. (H. Glück) 125

Zeitschriftenschau: Die Antike — The Quarterly Journal of the Mythic Society (Bangalore) — Revue Biblique — Theolog. Literaturzeitung — Zeitschr. f. d. alttestamentl. Wissenschaft u. d. Kunde d. nachbibl. Judentums . . 153—159

Zur Besprechung eingelaufen . . . . . 159—160

Preis halbjährlich Rm. 21 —; für Mitglieder der DMG Rm. 17.50. Alle die Schriftleitung angehenden Zuschriften allgemeinen Inhalts sind an den Herausgeber, alle auf die wissenschaftlichen Sondergebiete bezüglichen Zuschriften, ebenso Manuskripte, an das betreffende Mitglied der Schriftleitung zu richten.

Es ist zuständig:

für **Semitistik** und **Turkologie** Prof. Dr. G. **Bergsträßer,** Heidelberg, Erwin-Rohdestr. 10,

für **Keilschriftforschung** Dr. H. **Ehelolf,** Berlin C 2, Am Lustgarten. Neben der Nationalgalerie,

für den **mittl. u. fernen Osten** Prof. Dr. A. v. **Le Coq,** Direkt. b. d. Staats-Museen, Berlin SW 11, Königgrätzer Str. 120,

für **Allgemeines, Aegyptologie, Mittelmeerkulturen, Afrikanistik** Prof. Dr. W. **Wreszinski.** (Zuschriften an den Verlag erb.; s. Notiz am Kopf der Nr. 1925, 9/10). — Rezensionsexemplare nach Leipzig. Jährlich 12 Nummern.

29. Jahrgang Nr. 2 — Februar 1926

J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung in Leipzig

Blumengasse 2.

XXIX 2 OLZ Februar 1926

Die Ausgrabung von Kerma.

Von Alexander Scharff.

Zwei dickleibige Bände, auf die im Dollarlande übliche prächtige Weise ausgestattet, liegen jetzt vor, in denen George A. Reisner die gesamten Ergebnisse seiner 1913—16 in der Gegend von Kerma in Nubien unternommenen Ausgrabungen veröffentlicht[1]. Nicht jedem Fachmann wird das kostspielige Werk zugänglich sein[2], und manchen Wißbegierigen wird die durch endlose listenförmige Aufzählungen gestörte Lesbarkeit des Ganzen abschrecken. Darum dürften einige kurze Mitteilungen über den wesentlichen Inhalt dieses archäologisch ebenso wichtigen wie gründlich ausgearbeiteten Werkes vielleicht von Nutzen sein.

Kerma liegt in der Provinz Dongola, gegenüber der Insel Argo, auf dem Ostufer des Nils, nicht weit oberhalb des dritten Katarakts. Zwei große, heutzutage nur trümmerhaft erhaltene Ziegelbauten sind hier schon von Lepsius untersucht und abgebildet worden[3]. Reisner hat die Bezeichnungen der beiden Bauwerke den Lepsius'schen Angaben gegenüber richtig gestellt und spricht von den beiden Defûfa's[4], der näher am Nil gelegenen unteren oder westlichen und der entfernteren oberen oder östlichen. Zwischen der westlichen Defûfa und dem Nil wurde ein kleiner meroitischer Friedhof aufgedeckt, der uns hier nicht weiter beschäftigen soll; seine Funde sind ähnlich denen von Karanog[5].

Die Hauptmasse der untersuchten Gebäudereste und Friedhöfe gehört der Zeit des ägyptischen Mittleren Reiches (rund 2000—1700 v. Chr.) an.

Die westliche Defûfa ist ein rechteckiger Ziegelbau von 52,20 × 26,70 m, was ungefähr 100 × 50 ägyptischen Ellen entspricht. Die Höhe des Bauwerks beträgt heute 19,30 m. Die Defûfa, die auf den Bildern einen recht stattlichen Eindruck zu machen pflegt, hat also, verglichen mit einem großen Ziegelbauwerk auf ägyptischem Boden, nur ungefähr den halben Umfang der nördlichen Ziegelpyramide von Dahschûr, die auch an Höhe die Defûfa um 8 m überragt. Starke von einer gründlichen Einäscherung herrührende Zerstörungen haben eine genaue Innenaufnahme unmöglich gemacht. Klar erkennbar ist eigentlich nur ein Treppenaufgang aus Nilschlammziegeln, der in der Südhälfte der Westseite auf das Gebäude zuführt und sich im Innern in einer aufwärts führenden Treppe fortsetzt, die zu einem oberen Stockwerk oder auf das Dach geführt hat. Das Bauwerk ist, wie festgestellt werden konnte, später durch zwei kleine Anbauten vergrößert worden, außerdem fanden sich in seiner unmittelbaren Umgebung Reste älterer Ziegelbauten. Eine große Menge von Siegelabdrücken sind in der Defûfa und ihren Anbauten gefunden worden, was die Aufspeicherung von Waren in diesen Gebäuden wahrscheinlich macht. Rings um die Defûfa wurden frei liegende Scherben meist aus spätnubischer Zeit in größeren Mengen gefunden, was auf eine Ansiedlung mit der Defûfa als Mittelpunkt schliessen läßt.

Die östliche Defûfa, in ihren Resten äußerlich der eben besprochenen ähnlich, sieht bei genauerem Betrachten wesentlich anders aus. Sie hat an der südlichen Schmalseite ihren Eingang, von dem aus man in zwei durch einen kurzen Gang verbundene, rechteckige Räume gelangt, deren Decken von je einer Säulenreihe zu vier Säulen getragen wurden. In dem vorderen Raum fanden sich noch Reste der Wandbemalung: Giraffen und Schiffe. Vor der Südseite wurde eine Granitstele aus dem 33. Jahr Amenemhêt's III. (= 1816 v. Chr.) gefunden; von ihr wird weiter unten noch zu sprechen sein (s. Anhang). Das Ganze macht den Eindruck eines kapellenartigen Heiligtums. Die östliche Defûfa ist aber wohl weniger als Ortstempel aufzufassen, schon wegen der ziem-

1) G. A. Reisner, Excavations at Kerma, Vol. V und VI der Harvard African Studies, Cambridge, Mass., U. S. A. 1923 — Vorberichte in der ÄZ 52, 34 und im Bulletin des Fine Arts Museums in Boston Vol. XII Nr. 69 (1914) und Vol. XIII Nr. 80 (1915).

2) Auch der OLZ wurde das Werk nicht zur Anzeige zur Verfügung gestellt, obschon Reisner von dem jetzigen Herausgeber auf diese Grabungsstätte erst aufmerksam gemacht worden ist, der sie seinerzeit in Lepsius' Notizen gefunden hatte; die nachfolgenden Ausführungen stellen also keine Bücherbesprechung im üblichen Sinne dar. (Anm. des Herausgebers).

3) Lepsius, Denkmäler I 121 und Text V 245.

4) Defûfa (Dufôfa) soll nach dem englisch-nubischen Wörterbuch von Murray mit dem nubischen Wort „diffi", Dorf, Stadt, zusammenhängen; so Griffith im Journ. Eg. Arch. X S. 340.

5) Woolley — Mac Iver, Karanog, Vol. 4 der Eckley Coxe Expedition to Nubia, Philadelphia 1910.

lichen Entfernung von der andern Defûfa, in der wir den Mittelpunkt der Ansiedlung erkannt haben, sondern als Kultkapelle für einen oder für mehrere der großen Grabhügel, die in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft liegen und sonst keinerlei Kulträume aufweisen. Diese Auffassung wird bestärkt durch eine ähnliche, kleinere Kapelle (von R. als K XI bezeichnet), die entsprechend zum Tumulus K X gehört hat.

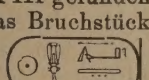
Die großen Gräber von Kerma, die in der Nähe der östlichen Defûfa liegen, unterscheiden sich vollkommen von allen bisher aus Ägypten und Nubien bekannt gewordenen Grabarten. Es sind rundliche Hügelgräber, eingefaßt von einem Kreis aufrecht stehender, großer Steinplatten; vor dem südlichen Sektor sind Ochsenschädel aufgeschichtet. Auch die Gräber der nubischen C-Gruppe zeigen wohl kreisförmige Steinoberbauten[1], doch übertreffen die Tumuli von Kerma jene bei weitem an Größe; R. gibt die Innenfläche der größten Tumuli mit 200, 231,5, 437,35, 489,5 qm an. Das Innere ist nicht ganz einheitlich; wesentlich ist eine Gasse im Durchmesser, an der der Hauptbestattungsraum liegt. Die Wände der Gasse, sowie zahlreiche Zwischenwände, die von der Gasse nach der Peripherie führen, sind aus Ziegeln aufgeführt, um das lastende Erdreich zu stützen. An verschiedenen Stellen des Innern liegen ungleichmäßig tief kleinere Schachtgräber. Man muß also jeden Grabhügel als einen kleinen Friedhof auffassen — vielleicht für eine Familie — dessen Zuschüttung sich erst allmählich vollzog. Zwischen den Grabhügeln liegen schließlich Einzelgräber verstreut. Allen diesen Gräbern, den einzelnen wie den Haupt- und Nebengräbern der Tumuli, ist es nun gemeinsam, daß eine Hauptperson auf einem Bett (Angarêb) mit leicht angezogenen Knien und nach Norden gewendetem Gesicht liegt, oft mit einer Kuhhaut bedeckt; besonders bezeichnende Beigaben sind Ziegenschädel, Fächer aus Straußenfedern, Waffen. Auf dem Boden liegen ferner je nach der Größe des Grabes wenige oder viele Leichen in den verschiedensten Stellungen ohne jede Umhüllung und ohne irgendwelche Beigaben; verzerrter Gesichtsausdruck und krampfhafte Armbewegungen lassen ahnen, daß diese Unglücklichen einen gewaltsamen Tod durch Erstickung gefunden haben. Der geschilderte, sich bei allen Gräbern wiederholende Befund hat R. zu dem Schluß veranlaßt, daß die Nebenleichen die Angehörigen und Sklaven darstellten, die ihren Herren gewaltsam in den Tod hatten folgen müssen. Er begründet seine Auffassung eingehend[1] und vergleicht den Befund mit ähnlichen Bestattungsriten in Indien, dem sâti-burial.

Wie diese Gräber und Bestattungen in der Zeit des hochkultivierten Mittleren Reiches uns fremd und barbarisch anmuten, so zeigt auch der überwältigende Teil der Grabbeigaben, daß wir in diesem Friedhof von Kerma eine fremde, nur wenig von der ägyptischen beleckte Kultur vor uns haben. Es kann hier aus der mit peinlichster Sorgfalt zusammengetragenen Fülle nur einiges besonders Wichtige herausgegriffen werden. Für die Keramik sind kelchartige Becher besonders bezeichnend; sie sind rot poliert und innen, am Rand auch außen geschwärzt, ähneln also der bekannten schwarzrandigen Ware der Vorgeschichte; ihre niedrigen Formen mit ausladendem Rand und gerundet bis spitz zulaufendem Boden scheiden sie jedoch deutlich von jenen[2]. Merkwürdig sind ferner hohe Gefäße mit gerippter Außenfläche. Die für die nubische C-Gruppe so bezeichnenden schwarzen Näpfe mit weiß ausgeriebenen Zickzackmustern sind demgegenüber nur gering vertreten, ganz spärlich die sogenannten Tell el-Jahudîje-Kännchen, die zwar nach Junker nubischen Ursprungs sein sollen, aber auch von ihm nicht gerade mit der Kermakultur in Zusammenhang gebracht werden. Durchaus fremdartig wirken ferner die Fächer aus Straußenfedern, wohl als Einlagen verwendete dünne Elfenbeinschnitzereien, bei denen Giraffe und Vogelstrauß eine Rolle spielen, sowie auf Leder oder Tuch (Kopfbedeckungen?) aufgenähte Verzierungen aus Marienglas (Mica). Erwähnt sei auch die aus ungegerbtem Leder trefflich geschnittene Figur eines Nashorns. Eine bestimmte, zahlreich vertretene Dolchart, z. T. mit Scheide, dürfte ebenso einheimisch nubisch sein wie beilförmige Rasiermesser, deren Behälter z. T. noch erhalten sind. Daneben kommt aber auch natürlich ägyptisches Kulturgut vor, doch mehr, wie es scheint, bei Luxusartikeln. So fallen mehrere Bronzespiegel mit Falken auf der Papyrusdolde des Griffes auf; diese Spiegelart

1) Z. B. Junker, Kubanieh-Nord, Blatt 1—3.— Wichtig wäre hier ein Vergleich mit ähnlichen nordafrikanischen Grabanlagen; vgl. L. Frobenius, Der kleinafrikanische Grabbau in Praehist. Ztschr. VIII S. 33 Abb. 15.

1) Ohne auf die viel umstrittene Frage, inwieweit in den ältesten ägyptischen Gräbern Spuren ähnlich grausamer Sitten zu finden sind, hier näher eingehen zu können, möchte ich wenigstens erwähnen, daß ein guter Kenner des ägyptischen Bestattungswesens, G. Möller, jene grausame Sitte zum mindesten beim Grabe des Königs Ke-a der 1. Dyn. (Petrie, Royal Tombs I Taf. 60) als sicher angenommen hat (nach ungedruckten Aufzeichnungen).

2) Sie finden sich auch in den oberägyptischen „Pangraves", z. B. Petrie, Diospolis Parva Taf. 38 oben rechts; vgl. über diese Zusammenhänge Junker, Kubanieh-Nord S. 31/32.

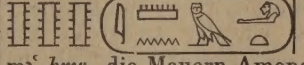
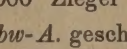
ist m. W. sonst nicht schon im Mittleren Reich nachgewiesen, ebenso wie die als Auszeichnungen verliehenen Fliegen, von denen u. a. zwei silberne gefunden wurden. Weiter sind Bruchstücke bemalter Fayenceschalen hervorzuheben, die außer den im Neuen Reich meist üblichen Lotosblumen, Säugetiere und Vögel in trefflichen Strichen zeigen. Schließlich seien die wenigen Statuenbruchstücke — nur zwei Statuen waren vollständig — erwähnt, die R. zu einer falschen Auffassung des Gesamtfriedhofes verleitet haben. Das wichtigste Stück darunter ist ein Teil einer lebensgroßen Statue des bekannten Gaufürsten von Siût, Hapdefai, das zusammen mit der wohlerhaltenen Statue seiner Gemahlin Sennu im Grabhügel K III gefunden wurde. Von Interesse ist ferner das Bruchstück einer Alabasterstatue des Königs  *Śḫm-R' ḫw-tȝwj*, der in die 13. Dyn. gehört und mit seinem anderen Namen Amenemhet-Sebekhotep II. heißt[1].

Soviel über die wesentlichsten während der Ausgrabung zu Tage geförderten Bauten, Gräber und Funde. Was nun ihre Auswertung für die Eingliederung in die ägyptisch-nubische Geschichte und Kulturbeziehung angeht, so ist m. E. ein Mittelweg zu halten zwischen R.'s Ausführungen und den Einwendungen Junkers[2]. R. ist wie gebannt durch die Statuen des Hapdefai und seiner Gemahlin und will in dem Hauptbestatteten des Tumulus K III jenen Gaufürsten erkennen[3], in denen der übrigen großen Gräber seine Nachfolger in der Verwaltung von Kerma. Ebenso gut könnte er ja in dem Hauptbestatteten des Tumulus K X, dem größten von allen, jenen König der 13. Dyn. sehen, weil seine Statue dort gefunden ist. R. formt aus seiner Annahme ein Geschichtsbild, das, wie wir gleich sehen werden, unmöglich richtig sein kann, vor allem aber verkennt er vollkommen den fremden, barbarischen Gesamtcharakter der Gräber, die, wenn auch nubisch, nicht einmal mit den Gräbern der C-Gruppe in Unternubien allzuviel gemeinsam haben. J. auf der andern Seite scheint mir, weil ihm das Gesamtmaterial noch nicht bekannt war, in seinen Entgegnungen da und dort zu weit gegangen zu sein.

1) Burchardt-Pieper, Handbuch der äg. Königsnamen S. 33 Nr. 147. Die unweit von Kerma auf der Insel Argo gefundene Statue eines Sebekhotep stellt den vierten König dieses Namens dar, a. a. O. Nr. 155.

2) Kubanieh-Nord S. 19 ff. und der nub. Ursprung der sog. Tell el-Jahudîje Vasen S. 95 ff.

3) R.'s Aufsatz über das Grab des Hapdefai in Siut (Journ. Eg. Arch. V, 79) bringt gar keinen zwingenden Beweis für seine Ansicht. Zudem ist die angeblich dort fehlende Sargkammer, worauf Junker schon hingewiesen hat, im Grabe von Siût wohl vorhanden.

Ich will versuchen, von beiden Ansichten das Richtige herauszuschälen, und so ein ungefähres Bild von der Art und der Bedeutung der Ansiedlung von Kerma zu geben. Das älteste Datum für das Vorhandensein einer Ansiedlung bei Kerma bringen einige Gefäßscherben mit den Namen Pepi's I. und II. (6. Dyn., etwa 2350 v. Chr. nach den neuesten Ansetzungen Ed. Meyers), die in den bei der westlichen Defûfa gefundenen Resten älterer Ziegelbauten zutage kamen; auch in der östlichen Defûfa fand sich eine Alabasterscherbe mit dem Namen Pepi's I. Diese Funde sind gewiß mit den bekannten Grabinschriften der Gaufürsten von Elefantine aus der 6. Dyn. über ihre Handelszüge nach Nubien in Verbindung zu bringen und zeigen, daß ägyptische Waren schon bis über den dritten Katarakt hinaus gelangten zu einer Zeit, als noch nicht einmal Unternubien, d. h. das Land zwischen dem ersten und zweiten Katarakt (von Assuan bis Wadi Halfa) der ägyptischen Herrschaft untertan war. Wir dürfen also wohl annehmen, daß Kerma schon in der 6. Dyn. ein mitten in Nubien gelegener Warenplatz für ägyptische Karawanen war. Das Bild bleibt zunächst dasselbe im frühen Mittleren Reich; mit den Gefäßscherben aus der 6. Dyn. zusammen ist je eine mit dem Namen Amenemhets I. und Sesostris' I. gefunden worden (12. Dyn., 2000—1935 v. Chr.)[1]. Über und neben jenen älteren Ziegelbauten ist dann die westliche Defûfa errichtet worden; aus dieser Zeit stammt der ägyptische Name von Kerma:  *'Inbw-'Imn-m-ḥȝ·t mȝ'-ḫrw* „die Mauern Amenemhets, des Seligen". Dieser Ortsname steht auf dem obenerwähnten Denkstein, der in der anderen, der östlichen Defûfa gefunden wurde (s. Anhang). Ein Beamter, namens Antef, berichtet, daß er einige 30000 Ziegel nach der  *śnb·t* in *'Inbw-A.* geschafft habe. snb·t, sonst ein Wort für „Mauer", wird also die Bezeichnung für die östliche Defûfa sein, in der der Denkstein aufgestellt wurde. Wichtig ist vor allem, was J. übersehen hat oder nicht wissen konnte, daß der Denkstein in das 33. Jahr Amenemhets III. datiert ist, der Amenemhet des Ortsnamens dagegen durch den Zusatz „der selige" als verstorben bezeichnet ist, also der I. oder II. König dieses Namens gewesen sein muß. Mithin fällt die Errichtung der einen oder beider

1) Dies Nebeneinander von Scherben der 6. und der frühen 12. Dyn. zeigt wieder, daß hier keine allzugroße zeitliche Lücke klaffen kann, auf keinen Fall eine so ungeheure, wie sie Borchardt in seiner Chronologie annimmt.

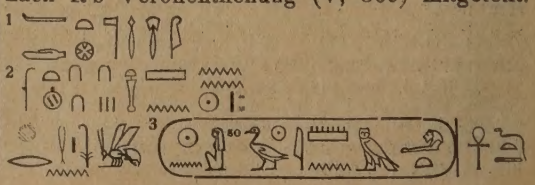
Defûfas, für deren Instandsetzung oder Vergrößerung ein ägyptischer Beamter Amenemhets III. im Jahre 1816 v. Chr. Ziegel herbeigeschafft hat, in die Zeit vor der Eroberung Unternubiens durch Sesostris III. (1887—1849 v. Chr.). Dieser König legte als südliche Grenzfestung des ägyptischen Reiches Semne am zweiten Katarakt an; die bekannten Inschriften der Grenzsteine von Semne sehen aber keineswegs danach aus, als ob die ägyptische Herrschaft damals viel weiter nach Süden — und bis Kerma am dritten Katarakt ist es eine erhebliche Entfernung — gereicht hätte. Dieser Umstand scheint mir ausschlaggebend gegen R.'s Ansicht zu sein, daß die westliche Defûfa eine ägyptische Festung sei, und daß von diesem Stützpunkt aus Hapdefai als Gouverneur Sesostris' I. die Gegend von Kerma beherrscht habe. R. spricht sich zwar in der endgültigen Veröffentlichung nicht ganz so eindeutig für die Auffassung der westlichen Defûfa als Festung aus, wie J. bei seiner Entgegnung auf Grund der Vorberichte wohl angenommen hat, aber das bleibt doch auf alle Fälle mit J. festzustellen, daß die westliche Defûfa mit ihrem offenen Treppenaufgang, durch ihre ungeschützte Lage mitten in einer Ansiedlung und mit dieser im offenen Gelände, und durch die Unmöglichkeit der Unterbringung größerer Truppenmengen infolge ihrer Kleinheit überhaupt nicht mit einer richtigen ägyptischen Festung, wie etwa Semne, zu vergleichen ist[1]. Dazu kommt, daß die Aufzählung ägyptischer Festungen in einem Papyrus, der von Gardiner veröffentlicht[2] und etwa 100 Jahre vor der 18. Dyn., also um 1700 v. Chr., niedergeschrieben ist, bei Semne beginnt und von einer Festung in der Gegend von Kerma, die damals doch noch hätte bekannt sein müssen, nichts weiß. Wir werden also mit J. in der westlichen Defûfa eine aus dem seit der 6. Dyn. bestehenden Karawanenplatz hervorgegangene ägyptische Faktorei zu sehen haben, die mitten im Barbarenland für Handelszwecke von Ägyptern errichtet worden ist und wohl auch leicht befestigt war. Bereits erwähnt wurden die zahlreichen Siegelabdrücke, die in der Defûfa gefunden wurden, und die an eine Aufspeicherung von Waren denken lassen. Kerma wird damals eine blühende Ansiedlung gewesen sein, in der irgend ein nubisches Fürstengeschlecht herrschte, das sich in der oben beschriebenen barbarischen Weise in großen Grabhügeln bestatten ließ. Gegenüber der großen Zahl einwandfreier Fälle, in denen die mitbestatteten Leichen deutlich Spuren gewaltsamen Erstickungstodes zeigten, scheinen mir J.'s Einwände nicht stichhaltig. Dagegen wird jeder Kenner irgend einer wirklichen ägyptischen Bestattung sich mit J. nach der oben gegebenen Beschreibung der Bestattungen darüber klar sein, daß unmöglich Ägypter in diesen Grabhügeln beerdigt sein können. So verwildert wird man sich doch keinen Gaufürsten des Mittleren Reiches denken können, daß er bei seiner Bestattung im fremden Lande auf einen Sarg verzichtet, auf den Wunsch im Osten die Sonne zu schauen — die Leichen in den Grabhügeln blicken nach Norden — auf einen Denkstein und was dergleichen mehr ist. Die Statuenfunde sind diesen Unmöglichkeiten gegenüber leicht dadurch zu erklären, daß jene nubischen Barbaren, um ägyptischer, d. h. zivilisierter zu erscheinen, sich eingetauschte, geschenkte oder geraubte Statuen von ägyptischen Königen und Großen in ihren Gräbern aufstellen ließen. Es mag ja auch sein, daß Hapdefai selbst einmal auf einer Reise in Kerma war und die Statuen einem einheimischen Fürsten zum Geschenk gemacht hat. Soviel scheint mir jedenfalls völlig sicher, daß der ganze Friedhof, die Tumuli und die Einzelgräber, lediglich einheimisch-nubische Bestattungen enthält. Für den Ausgang des Mittleren Reiches haben wir dann nur noch zwei feste Punkte: die bereits erwähnte Statue eines Königs der 13. Dyn. und einige Siegelabdrücke mit den Namen von vier auch sonst bekannten Hyksoskönigen, Apophis, Scheschi, Secha-en-Re, Maat-ib-Re, und der in dieselbe Zeit gehörigen Königin Jenni. Möglicherweise ist schon in den Wirren der Hyksoszeit die ägyptische Faktorei, also die westliche Defûfa, überfallen und eingeäschert worden. Aus dem Neuen Reich ist nichts datierbares Ägyptisches in Kerma erhalten. Die einheimische Ansiedlung und der Friedhof werden an Bedeutung verloren, aber weiter bestanden haben, denn es wurde, wie eingangs erwähnt ist, ein nach seinen Funden sicher der meroitischen, also ein der ganz spätnubischen Zeit zuzuweisender Friedhof in der Nähe der westlichen Defûfa aufgedeckt.

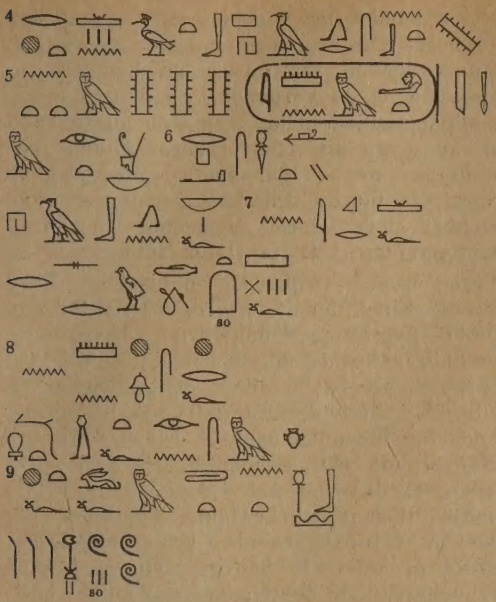
1) Borchardt, Altäg. Festungen an der zweiten Nilschnelle, Blatt 1.

2) Journ. Eg. Arch. III, 184 ff.; vgl. dort S. 187 Anm. 1.

Anhang.

Als Anhang sei der Text des mehrfach genannten Denksteins aus der östlichen Defûfa nach R's Veröffentlichung (V, 509) mitgeteilt.





[1] [Beischrift zur geflügelten Sonnenscheibe]: der von Edfu, der große Gott, der buntgefiederte.

[2] Jahr 33, 1. Erntemonat, Tag 1, unter der Majestät des Königs von Ober- und Unterägypten [3] Ni-Maat-Re Amenemhet, der ewiglich lebe.

[4] Liste der Ziegel, die nach der Mauer (?) geschafft wurden,

[5] die in Inebu-Amenemhets des Seligen liegt; als eine Unternehmung des [6] Fürsten und einzigen Freundes, den sein Herr schickte [7] wegen seiner Vortrefflichkeit, um seine Grenzen festzumachen, [8] und wegen der Brauchbarkeit seines Rates; der Schatzmeister Antef, gezeugt von Sem-ib, [9] zur Zeit als er bei der Grenztruppe von Elefantine war. [Liste der Ziegel:] 35 300.

ḏb·t „Ziegel" steht singularisch, dem Brauch ägyptischer Aufzählungen entsprechend, obwohl die zugehörige Zahl ganz am Schluß der Inschrift erscheint.

śnb·t, gewöhnlich mit *s*, ein seltenes Wort für „Mauer"; ob eingestürzte Mauer wegen des Det. ? Vgl. *snb* „einreißen".

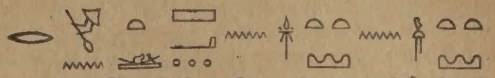
n mit der Krone auf dem *nb*-Zeichen ist selten im Mittl. Reich; vgl. ÄZ 45, 125 (Sirenpowet).

śrwḏ tzšw: ob danach anzunehmen ist, daß Amenemhet III. die Grenzen über Semne hinaus vorgerückt hat? Sonst ist nichts bekannt über eine weitere Ausdehnung Ägyptens im Mittl. Reich über den zweiten Katarakt hinaus.

phr·t ist trotz Fehlens eines Det. hier sicher die Bezeichnung für „Grenztruppe", sowohl in Syrien (Sinuhe 242) wie in Nubien (de Morgan, Cat. des Mon. I 155, Grab des Sirenpowet) bekannt.

35 300. Merkwürdig ist die Schreibung der Zahl. Wenn man die 5 vor den Hundertern stehenden Einer als solche wie sonst lesen wollte, käme 31 305 heraus. Die Ziegel werden aber wohl kaum so genau auf 5 Einzelne durchgezählt worden sein. Wahrscheinlich hatte der Steinmetz keinen Platz mehr für 5 -Zeichen und half sich auf obige Weise. Diese Schreibung der Zahl 5000 ist sehr selten; vgl. *Sethe*, Von Zahlen und Zahlworten, S. 10.

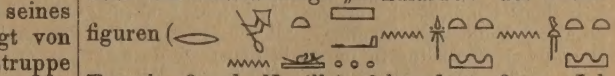
Das „Sandfahren" der Totenfiguren (wšbtiw)



„um den Sand der Ostseite zur Westseite zu fahren".

Die früheste Erwähnung einer künstlichen Düngung im alten Ägypten.

Von Ludwig Keimer.

Michael Schnebel behandelt im 3. Kapitel (§ 2 S. 87 ff.) seiner „Landwirtschaft im hellenistischen Ägypten"[1] die künstliche Düngung. Ohne auf die hier berührten interessanten und schwierigen Fragen des näheren einzugehen, erlaube ich mir die Leser der OLZ auf eine höchst wichtige Vermutung von Professor Sethe hinzuweisen, der er in einem auf S. 93 des Schnebelschen Buches abgedruckten Briefe Ausdruck gegeben hat. Sethe äußert sich da über das merkwürdige „Sandfahren" der Totenfiguren (
Totenb. 6 ed. Naville) folgendermaßen: „Ich kann mir unter diesem Sandfahren eigentlich nur den Transport von Ruinenerde denken (aber Sand-Erde?). Sicher hat es bei den altägyptischen Städten auch solche Kehrichthügel gegeben, wie die, aus denen wir die griechischen Papyri und die heutigen Fellachen Sebach holen. Dagegen wird eine Hauptquelle für die Sebachgräber gefehlt haben: die Ruinen der Gräber und Tempel."

Es ist das erste Mal, daß ich eine Erklärung für dieses eigentümliche „Sandfahren" finde, eine Arbeit, die sich der Tote ebenso wie die anderen Ackerarbeiten im Jenseits von seinen wšbtiw abnehmen läßt. Erman im Kommentar zu seiner Chrestomathie S. 45* stellt mit Bezug

1) Münchener Beiträge zur Papyrusforschung und antiken Rechtsgeschichte. Herausgegeben von Dr. iur. Leopold Wenger und Dr. phil. Walter Otto, Professoren an der Universität München. Siebentes Heft. 1925.

auf das „Sandfahren“ wenigstens die Frage „wozu?“, während andere z. B. Ranke in der Neubearbeitung von Ermans „Ägypten“ S. 357 diese Tätigkeit anscheinend als selbstverständlich ansehen[1]. — Prof. Sethes Vermutung halte ich für höchst wahrscheinlich. Nur glaube ich, daß es sich bei dieser künstlichen Düngung nicht in erster Linie um die aus den Schutt- und Scherbenhügeln ausgesiebte Erde handelt, die heute Sebach (eigentlich Sabch سَبْخ) d. i. Dünger schlechthin genannt wird. Sethe hat in seinem Briefe an Schnebel selbst darauf hingewiesen, daß in der pharaonischen Zeit „eine Hauptquelle für die Sebachgräber gefehlt haben werde: die Ruinen der Gräber und Tempel“. Jedenfalls wird man daran festhalten müssen — auch bei Berücksichtigung der von M. Schnebel (besonders nach U. Wilcken) gesammelten Belege für den Gebrauch von Sebach in der Kaiserzeit[2] —, daß es in altägyptischer Zeit unmöglich genügend antike Ruinenhügel gegeben hat, die die für die Düngung eines großen Teiles der Äcker (besonders in Oberägypten!) nötige Menge an Sebach[3] produzierten. Aber es gibt heute in Oberägypten noch eine andere Art von Sebach, auf die hier kurz einzugehen ist. Dieses Düngematerial besteht aus natürlichem Mergelton, der in verschiedenen geologischen Schichten vorhanden ist und der an unzähligen Stellen beider Talseiten ausgebeutet wird, um dann als staubartiger Dünger auf alle Felder der Sommerkultur geworfen zu werden, die für die Nilüberschwemmung nicht erreichbar sind. Dieser Mergelton wird heute in Oberägypten طفل (ṭafl)[1], in Nubien und im Sudan „marōb“ (wohl ein nubisches Wort) genannt. Einer der besten Kenner von ṭafl und anderen ägyptischen Düngerarten, der frühere Generaldirektor der ägyptischen Telegraphen, Ernest A. Floyer, hat sich über den ṭafl wiederholt geäußert[2]. Alle übrige Literatur beiseite lassend will ich im folgenden nach E. Floyers Aufsatz im Bulletin de l'Institut Egyptien (III. Série No. 5 p. 45 ff., ⟨1894⟩ Note sur l'emploi d'une argile comme fertilisant dans la Haute-Egypte) in aller Kürze das Wichtigste über ṭafl berichten und hinzufügen, was G. Schweinfurth in seinen Tagebüchern über den Gegenstand notiert hat[3]. Darnach wird man sich am besten ein Bild machen können von der Beschaffenheit und der Bedeutung des ṭafl-Düngers.

In den Monaten Mai und Juni kann man in Oberägypten beobachten, daß die Eingeborenen ihre Kinder, Boote, Kamele und Esel mit einer bläulichen Tonerde („une argile bleuâtre“) beladen, die in den Gebirgen ausgebeutet und längs der Dämme aufgehäuft wird. Wenn die Früchte eine gewisse Höhe erreicht haben, wirft man den durch die Hitze zu feinem Staub pulverisierten Tonmergel auf die Felder. Diese Art der Düngung ist besonders üblich in der Gegend zwischen Girge und Edfu. Alle Bauern versicherten, daß man in dieser Gegend ohne ṭafl keine gute Ernte erzielen könne. Man findet den ṭafl auf beiden Ufern des Nils und transportiert ihn in Gegenden, wo er fehlt, mit Booten auf das entgegen-

1) An Erdbewegungen zu Planierungs-Arbeiten kann man bei diesem Sandfahren von der östlichen nach der westlichen Nilseite natürlich nicht denken.

2) Vgl. auch Plinius n.h. XIX 5 (26, 4), wo es mit Bezug auf die Rettiche heißt: Itaque etiam talibus aquis irrigantur (d. h. sie wurden zur Beförderung ihres Wachstums auch mit salzigem Wasser begossen) et in Aegypto nitro sparguntur, ubi sunt suavitate praecipui. Unter nitrum hat man hier wohl Erdeteile aus den Schutthügeln (= sebach) zu verstehen, die nach gütiger Mitteilung von B. Moritz bis zu 12% Salpeter (nitrum), Soda und Ammoniak enthalten. Allerdings ist auch die ṭafl-Erde salpeterhaltig (s. unten, besonders S. 4 Anm. 2 u. 3), so daß auch diese gemeint sein könnte. Vgl. auch πλοῖον ποτάμιον ἀμμοκοπηγόν, das ich dementsprechend anders auffassen möchte als Schnebel (l. c. S. 91).

3) Über Sebach (sein Vorkommen, seine Zusammensetzung und seine Verwendung) gibt es eine große Literatur, die in diesem Zusammenhang nicht zitiert zu werden braucht. Hingewiesen sei nur auf Wilkinson-Birch, Cust. et Mann. II p. 395 (fast wörtlich übernommen durch Fernande Hartmann, L'agriculture dans l'ancienne Egypte p. 102); Antonio Figari-Bey, Studii scientifici sull' Egitto e sue adiacente .... Lucca T. I 1864, T. II 1865 (an verschiedenen Stellen); Alfred von Kremer, Ägypten 1863 S. 180 ff.; Heinrich Stephan, Das heutige Ägypten 1872 S. 103 ff.; Mackenzie and Foaden, Manures in Egypt and soil exhaustion, Cairo 1896; Parodi, Les engrais en Egypte, Cairo 1899; Marc-Antoine Savorgnan, La fertilisation des terrains en Egypte [Bull. de l'Union Syndicale des Agricultures d'Egypte 1901]; J. Gay-Lussac, Observations sur l'emploi des engrais en Egypte [Bull. Inst. Eg. 1887 II No. 8 p. 53 ff.]; Ventre Bey, Sol égyptien et engrais [Bull. Inst. Eg. 1889 II No. 10 p. 213 ff.]. W. Schubart, Ägypten von Alexander den Großen bis auf Mohammed (1922) S. 246: „Das Salz der Wüste und ihrer Grenzgebiete kam an den Rändern in Betracht (nämlich als Dünger), wo die Kanäle mit ihrer Wasserzufuhr nicht mehr ausreichten; aber es war offenbar auch außerhalb Ägyptens wohl bekannt; denn nur so wird Jesu Anrede an seine Jünger verständlich: „ihr seid das Salz der Erde“ (vgl. hierzu die in der vorigen Anmerkung zitierte Plinius-Stelle). Für mehrere Literatur-Angaben habe ich Prof. B. Moritz zu danken. — Die Arbeiten des Franzosen Ringelmann stehen mir nicht zur Verfügung.

1) Woher der Name kommt, konnte ich nicht feststellen.

2) Alle Veröffentlichungen Floyers machen einen außerordentlich zuverlässigen Eindruck; Schweinfurth schätzte sie sehr und erwähnt sie in seinen Arbeiten oft (vgl. Auf neubetretenen Wegen in Ägypten S. 235, 240, 250, 254. 264, 277, 309, 311). Besonders wichtig ist seine „Etude sur le Nord-Etbai“. Le Caire 1893.

3) Da Schweinfurths Tagebücher nicht allgemein zugänglich sind, zitiere ich die wichtigsten Stellen wörtlich.

gesetzte Ufer. Die Lokalitäten, an denen der ṭafl gewonnen wird, sind oft so weit von den Fellachendörfern entfernt, daß die Esel nur einmal am Tage eine Ladung herbei schaffen können. Der Name ṭafl bezeichnet (ebenso wie einige andere arab. Namen) auch den Badeton in den Frauenbädern (z. B. erwähnt in 1001 Nacht) und ferner den Stoff, aus dem man die großen tönernen Wasserkrüge usw. formt. Die Erörterungen über die Frage, wie diese drei Arten von ṭafl sich zu einander verhalten, sind rein chemischer Natur und spielen hier keine Rolle[1]. Schweinfurths Tagebüchern entnehme ich folgende Notizen: 1901/1902 I p. 154/155. „Eine merkwürdige Erscheinung bot die ebene Kiesfläche in der Höhe der Schotterterrasse bei Tûd (im Norden von Erment im Osten von Luksor). Auf viele Kilometer war die Oberfläche mit Gruften durchwühlt. Man hatte hier Dungerde geholt, indem man den Sand und Tonmergel mühsam zwischen den Kieseln gesiebt hatte. Als Düngemittel soll man aber hiervon siebenmal mehr benötigen als vom guten Tafle von Esneh. Landleute behaupteten, daß auch die Tafle-Schichten von Muallah minderwertig seien im Vergleich zu denen von Esneh". Über die ṭafl-Schichten von Mualla berichtet Schweinfurth in seiner Studie „Über Bega-Gräber"[2]: „Da, wo der Nil oberhalb Thebens aus der nordwestlichen Stromrichtung in die nordöstliche einbiegt, liegt an der östlichen Gebirgskette, die hier der Fluß fast bespült, das kleine Dorf Mualla, an der Ursprungsstelle des nach ihm benannten Bewässerungskanals. Hier hatte der Generaldirektor der ägyptischen Telegraphen, Ernest Floyer, eine zur Feststellung des den Mergeln der Umgegend zukommenden Gehalts an salpetersauren Salzen dienende Versuchsstation angelegt. Am Fuße der sich bis zu 250 m erhebenden nahen Steilwand sind niedere Vorhügel gelagert, die bis auf 200 m Abstand an den Fluß herantreten. Die salzführenden Mergelschichten, die von den Eingeborenen als Dungerde (marob)[3] für ihre Felder ausgebeutet werden, treten hier an der Grenze zwischen Eozän und Kreide in großer Mächtigkeit zutage[1]." Ferner: Tagebuch 1904/1905 II S. 29 (unter Luksor): „Bei Ssamanieh hat sich ein Mr. Monson[2] niedergelassen, der Concessionär für Tafle im Gebirge ist und viel böses Blut unter den Eingeborenen macht, die gewohnt waren, sich von daher ihren eigenen Bedarf an Dünger selbst zu holen. Monson, der hier „Melek el gibâl" genannt wird, beschäftigt viele Araber mit ihren Kamelen. Er soll sehr wertvolle Nitrate aufgeschlossen haben". — 1898/99 S. 99 unter Luksor (Schweinfurth spricht über das neue Stauwerk von Assuan): „Ich glaube, daß in Oberägypten der jährliche Zuwachs durch den Nilton der Flußschwelle mindestens nicht beträchtlicher ist, als der jährliche Zuwachs durch das Aufschütten und Aufstreuen der Tafleh- Erde, des Sebbachs oder Marob (im Sudan nennt man solche Dungerde „Marôb")"[3]. 1903/1904 I S. 74 (unter Luksor, flüchtige Notiz): „Auf der Höhe der „Hochterrasse" — überall, wie bei Negga habesch Marôbsucher — und mit Tausenden von Grüften und Gruben durchwühlt"[4]. — 1903/1904 II S. 8 (unter Schaghab, 3 km SSW von Dababieh). „An beiden Seiten ist die Tiefe des Tals von ausgedehnten Halden der grauen Tafle-Mergel eingefaßt, die 20 m über den Rinnsal ansteigen". —

Endlich zurückkommend auf das „Sandfahren" der Totenfiguren glaube ich folgendes

1) Das chemische Gutachten [Nota zu p. 46 (Analysis) zu Floyers oben zitierten Aufsatz] besagt u. a.: „On peut supposer, que les trois taflas, celui d'engrais, celui de poterie et celui de bains proviennent de la même couche du Londonien inférieur. Et il reste à déterminer, en ce qui concerne le tafla d'engrais, de quelle substance il absorbe les acides".

2) In: Verhandl. d. Berl. Gesellsch. für Anthropol. 1899 S. 538—544; wieder abgedruckt in: Auf unbetretenen Wegen in Ägypten VI. Die Gräber der Uräthiopen (Blemyes, Bega) p. 269—299. Ich zitiere (oben) die in Frage kommende Stelle nach den „Unbetretenen Wegen" S. 276.

3) Schweinfurth hätte hier eigentlich nicht von marôb, sondern von ṭafl sprechen sollen, weil das erstere Wort in Ägypten nicht gebräuchlich ist.

1) Dazu vgl. man Schweinfurths Tagebuch 1898/1899 S. 102/103 (unter Mualla-Erment): „Die beste Tafle-Erde, die hier gegraben wird, soll 15 Prozent Kochsalz und 15 Prozent Salpeter enthalten, dazu etwas schwefelsaures Kali. Floyer behauptet, daß beide zusammen zum Düngen notwendig seien, und daß man dabei nicht nötig habe (?) die beiden Salze voneinander zu trennen. In England werde der Chilisalpeter stets mit Seesalz gemischt (?). — Die schwarzen Tafleschichten stehen am Fuße des Absturzes bei Mualla 50 m mächtig an."

2) Henry J. Monson hat sich auch mehrfach zur ṭafl-Frage geäußert. In einem kleinen Aufsatz in „The Egyptian Gazette" von Wednesday, February 15, 1911 unterscheidet er richtig zwischen Sebach der Schutthügel (Koms = debris of ancient towns) und ṭafl (Tafla = nitrate of soda, salt and clay mixture found in the desert in Upper Egypt).

3) Da mir diese Angabe geradezu unglaublich erschien, fragte ich bei Prof. Schweinfurth an, der aber für seine Meinung noch heute voll und ganz eintritt (Brief vom 1. Juli 1925): „Ich glaube, daß die Erhöhung durch das Ausstreuen der Tafle auf den Feldern (z. B. für Gemüse, Erbsen, Bohnen) mehr beträgt (natürlich lokal) als durch das jährliche Alluvium des Nils. Die Erhöhung durch Tafle schlage ich auf etwa ½ Millimeter an; so intensiv ist die Verwendung der Tafle".

4) Vgl. Schweinfurths Karte von Theben (Baedeker[7] [1913] zu S. 244) westlich von Medînet Habu „Tafelgruben", „Salzgruben" und östlich vom Tal der Königsgräber „Marôbgruben".

sagen zu können: 1. Die Bezeichnung , Sand, für den feinen Mergelsand oder Tonstaub, der beim Ausstreuen auf die Felder direkt Staubwolken bildet, mag im ersten Moment etwas merkwürdig anmuten. Wenn man aber bedenkt, daß z. B. auch das griechische ἄμμος (ψάμμος) jede Art von Sand, lockerer Erde, Staub, Zement, Puzzuoli-Erde usw. bezeichnet, wird man immerhin zugeben müssen, daß die Gleichsetzung von ṭafl mit sehr wohl möglich ist.

2. Das Fahren des „Sandes" ( ) wird völlig erklärt durch Floyers Bericht, in dem es ausdrücklich heißt: „Ceux endroits où sur l'une des rives le tafla manque, on l'y transporte en barque de la rive opposée". Die Angabe, daß der „Sand" von der Ostseite zur Westseite gefahren werden müsse, deutet doch wohl nur auf die Lage des Totenreiches im Westen hin. Aber man muß auch bedenken, daß die Hauptausbeute des ṭafl in den Gebirgen der Ostseite gewonnen wird.

3. Sethe (bei Schnebel l. c. S. 93) bemerkt mit Recht, daß die alten Darstellungen keinerlei Anhaltspunkte für eine Düngung der Felder bieten. Dem glaube ich aber auch wieder Floyers Worte entgegenhalten zu müssen: „Aucun fermier n'a pu se rappeller un temps, où le tafla n'était pas utilisé . . . . . Bien qu'il semble difficile de le croire, si l'emploi du tafla comme engrais a passé inaperçu pendant les 90 dernières années d'investigation scientifique, le silence d'âges plus reculés ne doit pas nous paraître étonnant. Dans la Haute-Égypte, l'été rend les recherches difficiles, quand elles sont faites loin du Nil aux ondes rafraîchissantes, et près de collines ardentes."

4. Die systematische Bearbeitung der griechischen Papyri (besonders durch U. Wilcken) hat ebenso wie die bisher kaum beachtete Plinius-stelle (s. o. Sp. 99 Anm. 2) gelehrt, daß zum mindesten in der Kaiserzeit Düngung mit Sebach-Erde in Ägypten bekannt war. Da aber im Altertum die Sebach-Erde unmöglich die Rolle gespielt haben kann, die ihr heute in Ägypten zukommt, ist es doch höchst wahrscheinlich — besonders angesichts des hohen Alters der meisten ägyptischen Einrichtungen —, daß die ṭafl-Düngung bereits im Altertum bekannt war. Heute gebührt ihr übrigens in Oberägypten (vgl. besonders Schweinfurths Angaben oben Sp. 101) im Vergleich zu dem aus den Ruinenhügeln ausgesiebten Sebach die bei weitem vorherrschende Stellung.

Diese Gründe stützen m. E. die Sethesche Hypothese. Wir dürfen es also für höchst wahrscheinlich halten, daß schon in pharaonischer Zeit die Felder bzw. gewisse Kulturen mit ṭafl und mit dem Sebach der Schutthügel (soweit diese eben vorhanden waren) gedüngt wurden.

Ein Lied von Mani.

Von Hans Heinrich Schaeder.

F. W. K. Müller zum Dank.

Manichäische Lieder sind uns aus Turfan in nicht geringer Zahl, wenn auch meist in mehr oder minder zerstörter Gestalt und voll von sprachlichen und sachlichen Rätseln, erschlossen worden. Daß einiges davon auf den Propheten selber zurückgeht, ist wohl möglich; für ein Lied, das im Norddialekt in dem Fr. M 4 (F. W. K. Müller, *Handschriftenreste* II 51) erhalten und dessen aramäische Urgestalt von M. Lidzbarski glänzend rekonstruiert worden ist (*Nachr. Gött. Ges.* 1918, 501 ff.) — zur Erklärung vgl. auch R. Reitzenstein, *Das iran. Erl. Myst.* 11 ff. —, darf man es wohl als so gut wie sicher annehmen. Ein Lied aber, das mit absoluter Sicherheit auf Mani selber zurückgeführt werden kann, ist in einer dem vorauszusetzenden Original sprachlich unmittelbar nahestehenden Gestalt bei einem syrisch-christlichen Autor, im 11. Buche von Theodor bar Kōnī's *ktābā ḏ-eskōljōn* erhalten, aber bisher unerkannt geblieben.

Daß Theodor für das Hauptstück der manichäischen Lehre: die Kosmogonie, deswegen unsre nach wie vor weitaus beste, auch dem Fihrist an Wert überlegene Quelle ist, weil er getreu — wenn auch mit störenden Kürzungen — eine Lehrschrift Manis ausschreibt, ohne sein Exzerpt mit den obligaten Entrüstungsschreien andrer Häreseologen zu unterbrechen, hat F. Cumont in seinem meisterhaften Kommentar (*Recherches sur le Manichéisme* I, 1908) erwiesen; weitere Bestätigungen wird eine demnächst erscheinende Bearbeitung der manichäischen Urmenschlegende bringen (R. Reitzenstein-H. H. Schaeder, *Studien zum antiken Synkretismus* = *Studien der Bibliothek Warburg 7*, Teil II, Kap. 2). Dort wird man auch Näheres zur Interpretation des hier zu besprechenden Textes finden, den ich nach der editio princeps von H. Pognon, *Inscriptions mandaïtes des coupes de Khouabir* (1898), 128, 9—14 unter Berücksichtigung der Kollation der Berliner Hds. (B) durch M. A. Kugener, bei Cumont l. c. 77, zitiere[1]. Es handelt sich um jene Szene im zweiten Akt des

1) Der Text der Gesamtausgabe von Addai Scher im *CSCO* bringt unsern Passus vol. II (66 der Reihe), 1912, p. 314, 25—315, 2 und bietet nichts Weiteres.

Schöpfungsdramas, in der der vom Urgott emanierte Bote, der „Lebendige Geist“ (*rūḥā ḥaijā* — im Fihrist *rūḥ al-ḥajāt* — in den Acta Archelai *ζῶν πνεῦμα* — bei Augustin *spiritus potens* — in den mittelpersischen und soghdischen (auch türkischen) Texten *vāδ žīvanday* — in den türkischen Texten meist als Lehnwort: *vadživanta*, daneben auch *arïγ yil* „reiner Wind“ — im Traktat Pelliot desgl., *tsing-fong*) sich aufmacht, um den von den Teufeln gefesselten und betäubten Urmenschen zu wecken und aus der Hölle in die Lichtwelt zurückzuführen. Wie er seiner ansichtig wird, ruft er ihn von weitem an und der Urmensch antwortet. Ihre Wechselrede besteht nun aus zwei Strophen von je zwei Doppelversen, — sie zeigt also genau den gleichen strophischen Bau, wie das eingangs erwähnte, von Lidzbarski rekonstruierte Lied. Die Verse sind regelmäßig gebaut und zeigen — bis auf einen — die Dreihebigkeit, jene echt aramäische metrische Form, die nach M. Lidzbarskis Nachweisen (*Mandäische Liturgien* VIII—XV) von den beiden gnostischen Hymnen der Thomasakten über die Dichtung der Mandäer bis zu neuzeitlichen Liedchen von „nestorianischen Bauern in der assyrischen Ebene und den kurdischen Bergen“ die ostaramäische Poesie, soweit von außen unbeeinflußt, beherrscht[1]. Eine Ausnahme macht nur der dritte Vers der ersten Strophe, dessen erstes Wort die Symmetrie des Sinnes zu stören scheint: streicht man es, so ist, sachlich wie metrisch, alles in Ordnung. Die Einführungsformel „da sagte er“ u. ä. steht, wie in der mandäischen Dichtung (Lidzbarski l. c. XIV), außerhalb des Verses: sie ist sogar in der zweiten Strophe zwischen den beiden Strophenhälften wiederholt, obwohl sie demselben Sprecher — dem Urmenschen — angehören, — allerdings liegt zwischen beiden ein starker Sinneinschnitt. — Ich lasse nun den Text in der richtigen Abteilung — auf Vokale glaubte ich verzichten zu dürfen — mit Übersetzung folgen.

ואמר לה
אבוך טב על טב ועל חשוכא
נהורא ועל נהורא
ועל מלכא דרגזא [ולא]
ידעין יקריה.
ואמר לה אדם לגלגמיש ואמר לה

„Und er [der Lebendige Geist] sprach zu ihm [dem Urmenschen]:
Friede über dich, Guter, inmitten der Bösen,
Lichter inmitten der Finsternis,
[Gott,] Der wohnt inmitten der Tiere des Zorns,
Die ihre Ehre nicht kennen.

Da antwortete ihm der Urmensch und sprach zu ihm:
Komm zum Heil, bringend
Die Schiffslast von Frieden und Heil.

Und sprach (weiter) zu ihm:
Wie geht es unsern Vätern,
Den Söhnen des Lichtes in ihrer Stadt?“

Die Antwort wird bereits wieder in Prosa erteilt.

Stil und Szenerie stimmen aufs schönste zu den manichäischen Liedern, die uns Turfan wiedergegeben hat. Im zweiten Vers der zweiten Strophe bin ich mit Kugener und Cumont der Lesart von B gefolgt (Pognon las die unverständlichen Worte ܐܪ ܐ), habe aber statt ihrer Übersetzung (Kugener: „marchandise (œuvre)“, Cumont „denrée“) die Wiedergabe durch „Schiffslast“ vorgezogen, weil offenbar der bekannte Vergleich des Lichtgesandten mit einem Schiffer vorliegt (vgl. z. B. das bisher leider nur in F. C. Andreas' Übersetzung bekannte Fragment M 10 bei R. Reitzenstein, *Die Göttin Psyche* 100, dazu *Das iran. Erl. Myst.* 159), während der Vergleich mit einem Kaufmann m. W. nicht vorkommt. — Die „Söhne des Lichtes“ des letzten Verses sind — wie sich aus dem Zusammenhang des Mythos, vgl. besonders die Angaben des Chinesischen Traktates (*Journ. asiat.*[10] 18, 1911, S. 520 Anm. 1) ergibt, ich kann das hier nicht ausführen — die fünf „Lichtglieder“ des Urgottes, die bei Theodor vorher (127,7 Pognon) seine „Wohnungen“, *šḵīnāṯā*, heißen. Das ermutigt mich, in eben diesem Verse die graphisch leichte Verbesserung ܒܢܝ ܡܕܝܢܬܐ vorzuschlagen (der parallele Gebrauch des Wortes in der mandäischen Kultsprache ist allbekannt [vgl. jetzt M. Lidzbarski, *Ginzā* 7 A. 4] — für den jüdischen Gebrauch vgl. jetzt außer C. F. Burney, l. c. S. 35 ff., der den Begriff schlagend auch in Ev. Joh. 1, 14 nachweist, bes. H. L. Strack-P. Billerbeck, *Komm. z. NT aus Talm. u. Midr.* I 206 ff., II 314 f.), — doch weiß ich wohl, daß auch das Bild der „Stadt“ häufig und gerade in diesem Zusammenhange vorkommt.

1) Dasselbe Metrum zeigt übrigens auch der aramäisch-gnostische, den Od. Sal. inhaltlich nächstverwandte Hymnus, den C. F. Burney's Scharfblick im 19. Kap. des Ignatiusbriefes *ad Eph.* wiederentdeckt hat (*The aramaic origin of the fourth gospel*, 1922 [vgl. OLZ 1923, 332 ff.], S. 161 ff.).

Die nahe Verwandtschaft des edessenischen Dialektes, den Theodor schreibt, mit dem südbabylonischen, der für seine Vorlage vorauszusetzen ist, hat zusammen mit der vorbildlichen Zuverlässigkeit, die er bei der Benutzung derselben beweist, die originalgetreue Erhaltung dieses Stückes ermöglicht, das uns als erste zweifellos authentische Dichtung des babylonischen Propheten kostbar sein muß, und das ich, als ein verspätetes γενεθλιακόν in Ergänzung von *Asia Maior* II, dem hochverdienten „Erwecker Manis" — wie ihn unlängst W. Bang schön genannt hat — in Ehrerbietung darbringen möchte.

(Breslau 17. VIII. 1925)

Besprechungen.

Westermanns Weltatlas. 130 Haupt- und 117 Nebenkarten auf 106 Kartenblättern mit erläuterndem Text und einem alphabetischen Namenverzeichnis. Bearbeitet von Adolf Liebers unter Mitwirkung von zahlr. Sachkundigen. 13. Aufl. Braunschweig: Georg Westermann 1921. 22×26 cm. Rm. 30 —. Bespr. von M. Friederichsen, Breslau.

Nach den grundstürzenden Ereignissen des Weltkrieges bestand mehr denn früher der Wunsch nach einem Atlas, in welchem Weltgeschichte, Weltgeographie und Weltwirtschaft gemeinsam zur Darstellung kamen. Diesem, besonders in den Kreisen der Kaufleute, Industriellen, Politiker und Volkswirtschaftler bestehenden praktischen Bedürfnis sucht der folgende, auch für höhere Schulen, Handelsschulen und Lehrerbildungsanstalten gedachte Atlas nachzukommen. Inhaltlich zerfällt das Werk in drei große Kartenabteilungen, entsprechend den vorher genannten drei Gesichtspunkten: 1. Weltgeschichte, 2. Geographie, 3. Weltwirtschaft.

In der ersten Abteilung werden nacheinander in übersichtlichen und technisch einwandfreien Kartenbildern die wesentlichsten Ereignisse des Geschichtsverlaufs im Altertum, Mittelalter und in der Neuzeit bis zum Jahre 1921 zur Darstellung gebracht. Den Text zu diesen Karten, der in aller Kürze neben den Kartenbildern abgedruckt ist, haben die Herren Dr. R. Müller und Dr. H. Winter verfaßt. Angaben über die kartographischen Quellen, welche dieser historischen Kartenserie zu Grunde liegen, werden nicht gegeben.

In der zweiten Abteilung der geographischen Kartenblätter von Europa und einzelnen Teilen Mitteleuropas, der europäischen und außereuropäischen Länder, wird vor allem Gewicht auf die Herausarbeitung des staatspolitischen Bildes gelegt, während die Darstellung des Terrains absichtlich zurückgedrängt wird. In diese Kartenfolgen eingestreut erscheinen drittens zahlreiche Wirtschaftskarten, denen jeweils allgemeine physisch-geographische und anthropo-geographische Darstellungen vorausgeschickt werden. Die wirtschaftsgeographischen Karten sind in der auch anderweitig in den Karten des gleichen Verlages angewandten und in der Geographie bekannten Methode von R. Barmm von diesem entworfen und gezeichnet worden. Sie benutzen zur Darstellung der Wirtschaftsverhältnisse in ihrer Größe abgestufte „Quadratbuchstaben" von verschiedener Farbe, durch welche vor allem die Ausfuhrwerte der verschiedenen wirtschaftlichen Produkte der zu betrachtenden Länder übersichtlich graphisch veranschaulicht werden. Diese Buchstaben entsprechen den Anfangsbuchstaben der in Frage kommenden Wirtschaftsprodukte, z. B. B (Baumwolle), E (Eisen), Z (Zucker), etc. Ihre Farben in gelb, grün, blau, schwarz deuten hin auf die jeweiligen Gruppen von Wirtschaftsprodukten, (z. B. gelb = Getreide, grün = sonstige Erzeugnisse der Pflanzenwelt, rot = Tierwelt, blau = Metalle, schwarz = sonstige Mineralien). Die Darstellung der wirtschaftlichen Verhältnisse bezieht sich auf die Zeit vor dem Kriege. Die zu diesen Wirtschaftskarten gegebenen Textangaben statistischer Art sind wie die historischen Erläuterungen der ersten Abteilung des Atlas links neben die jeweiligen Karten gedruckt, vielfach auch noch durch farbige Diagramme übersichtlich erläutert und beziehen sich auf die Zeiten vor dem Weltkriege. Das Material ist nach dem vorliegenden, besten statistischen Material zusammengestellt worden, benutzt aber nicht immer wirklich vergleichbare Zahlenreihen, stellt vielmehr notgedrungen häufig unvergleichbaren, aus den verschiedensten Zeiten stammenden Zahlenstoff nebeneinander. Die wirtschaftsgeographischen Karten Barmm's sind an sich die originellsten des ganzen Atlas, wenn es auch fraglich sein mag, ob die angewandte technische Darstellungsmethode eine restlos glückliche ist, besonders in den Gebieten, wo sich die verschiedenen Wirtschaftsprodukte in hochkultiviertem Lande stark räumlich drängen (vergl. z. B. die stark überfüllte Karte von Mitteleuropa S. 48). Am Schluß des Atlasses ist ein ausgiebiges Namensverzeichnis gegeben, welches den Gebrauch des lehrreichen Werkes erleichtert.

Fischer, Adolf: **Orient.** Stuttgart: Deutsche Verlagsanstalt 1924. (161 S., 2 Karten.) gr. 8°. Rm. 6 —. Bespr. von W. Heffening, Bonn.

A. Fischer berichtet uns seine Erlebnisse während der Sinai-Feldzüge in den Jahren 1915 und 1916, deren technische Vorbereitungen in seinen Händen lagen. Er ist einer der wenigen

Deutschen, die den Orient als Orient zu verstehen suchten und nicht wie die meisten Europäer sich über den Orientalen von vornherein erhaben dünkten. Seine eigenartige Darstellungskunst wirkt zunächst anziehend, dürfte aber manchen Leser auf die Dauer ermüden. Manche Schnitzer bei Dingen, die eine Kenntnis der arabischen Sprache und islamischen Kultur voraussetzen, wird man ihm gern verzeihen. Die fast überschwänglich lobende Kritik jedoch, die das Buch allerwärts erfahren, kann man vom fachmännischen Blickpunkte aus nicht ganz teilen.

Bassermann-Jordan, Ernst von: **Die Geschichte der Zeitmessung und der Uhren** unter Mitwirkung von Ludwig Borchardt, Joseph Drecker, Max Engelmann, Joseph Frank, Friedrich Karl Ginzel, Fritz Hauser, Albert Rehm, Karl Schoy, Eilhard Wiedemann u. Anderen. Bd. 1. Berlin: W. Gruyter & Co. 1925. Lieferung E. Die Theorie der Sonnenuhren von Joseph Drecker. (IX, 112 S. m. 140 Abb. auf 14 Taf.) 4°. Rm. 30 —. Bespr. von W. Kaufmann, Königsberg i. Pr.

Den Inhalt dieser Lieferung bildet ein interessantes Gebiet der angewandten Mathematik, nämlich die Theorie sämtlicher nachweislich ausgeführten Formen von Sonnenuhren vom Altertum bis in die neuere Zeit. Somit dürften die Kapitel über antike Sonnenuhren, über arabische Sonnenuhren, über die Verwendung der Sonnenuhr in der Astrologie auch für den Orientalisten von Interesse sein.

The Cambridge Ancient History. Edited by J. B. Bury, S. A. Cook, F. E. Adcock. Vol. II: The Egyptian and Hittite Empires to c. 1000 B. C. Cambridge: University Press 1924. (XXVI, 752 S.) gr. 8°. 35 sh. Bespr. von F. Münzer, Münster i. W.

Der zweite Band des großen Sammelwerks ist dem ersten pünktlich binnen Jahresfrist gefolgt und hat das Versprechen erfüllt, die vollständige Geschichte der zweiten Hälfte des zweiten Jahrtausends v. Chr. zu bringen. Er ist mit Karten und Plänen reicher ausgestattet und zeigt auch sonst vielfach einen Fortschritt über den ersten Band hinaus. So ist die einseitige archäologische Einstellung mancher Mitarbeiter, die dort beanstandet wurde (O L Z 1924 S. 448), jetzt fast überall einer mehr geschichtlichen Betrachtungsweise gewichen. Unvermeidlich sind bei der weitgehenden Arbeitsteilung — die Zahl der Mitarbeiter ist dreizehn! — viele Wiederholungen und manche Meinungsverschiedenheiten; doch haben die Herausgeber mit Recht auf die Ausgleichung aller etwaigen Unebenheiten kein Gewicht gelegt, da die Wissenschaft nur gewinnen kann, wenn Fragen, für die noch keine allgemein anerkannte Lösung gefunden ist, hier von verschiedenen Seiten her geprüft und beleuchtet werden.

Das Kernstück des Ganzen, seinem Umfang nach ein Viertel des Bandes, ist aus einem Gusse. Für die Geschichte des Neuen Reiches in Ägypten ist nämlich erfreulicherweise der berufenste Kenner gewonnen worden, der Amerikaner J. H. Breasted. Aufstieg, Blüte und Niedergang der ägyptischen Großmacht, die Regierungen und Persönlichkeiten von Thutmose III., Amenhotep III. und IV. (Echnaton), Ramses II. und III. nehmen Kap. III bis VIII ein und bedürfen keiner Empfehlung; es ist eine vermehrte und verbesserte Neuauflage der rühmlichst bekannten und durch die deutsche Übersetzung auch bei uns weit verbreiteten Breasted'schen Geschichte Ägyptens. Zur Ergänzung dienen Kap. IX über das Geistesleben Ägyptens in diesen Jahrhunderten von Peet und Kap. XV über die bildende Kunst in Ägypten und Vorderasien von Hall; beide Gelehrten setzen damit ihre Beiträge aus Band I fort. Dasselbe tun Thompson in der Geschichte Assyriens (Kap. X) und Cook in der Geschichte der Semiten in Syrien und Palästina (Kap. XIII und XIV), während Hogarth in Kap. XI über die kleinasiatischen Hetiter wiederholt für die Hetiterreiche in Nordsyrien schon auf Bd. III verweist. So ist für die Verteilung und Anordung des Stoffes sowohl zeitliches Nebeneinander wie Nacheinander berücksichtigt worden, und man wird später vielleicht gerade solche innerlich zuammenhängende Stücke aus mehreren Bänden als kleinere Einheiten innerhalb des Ganzen herausheben. In den Zeiten der 18. und 19. Dynastie gravitiert die Völker- und Staatenwelt Vorderasiens doch stark nach Ägypten hin, so daß bei der synchronistischen Behandlung in diesem Bande nicht wenige Dinge an mehreren Stellen und in verschiedenem Zusammenhange zur Sprache kommen. Das ganze Kap. XII von Hall über die Keftiu und die Philister handelt z. B. von Problemen, die auch anderwärts nicht zu umgehen waren. In allen diesen Teilen steckt gründliche Forschung und selbständiges Urteil, das sich fast stets durch Besonnenheit und Zurückhaltung auszeichnet, zumal wo die wissenschaftliche Arbeit noch im vollen Gange ist, wie bei der Hetiterfrage. Wo die Quellen eine zusammenhängende Geschichtserzählung ermöglichen, da verliert sie sich freilich mitunter in eine ermüdende Fülle von Einzelheiten, so daß man aufatmet, wenn man in solchen Abschnitten auf einen Ruhepunkt, einen Überblick und Rückblick, stößt.

Eine Übersicht geben allerdings auch schon die beiden von P. Giles verfaßten Einleitungskapitel über die Völkerschaften Kleinasiens (I) und Europas (II), und sie können den Zweck

der ersten Einführung ganz wohl erfüllen, obgleich sie sich natürlich mit ausführlicheren Darlegungen späterer Teile eng berühren. Sie weisen ihnen gegenüber einen Vorzug auf, indem sie unter dem Text die Belege aus der antiken Literatur verzeichnen. Es ist schon in der Anzeige von Bd. I (a. O. 447) bedauert worden, daß grundsätzlich auf Belege und Anmerkungen verzichtet wird; offenbar ist das auch manchem der Mitarbeiter recht unbequem geworden; nur hilft es nicht viel, wenn dann einer in der Bibliographie auf einmal ein ganzes Füllhorn von chronologisch geordneten Citaten ausschüttet (S. 680). Aber man vergleiche etwa das genaue Citat desselben Autors bei Giles S. 10,4 mit der Berufung auf sein Zeugnis im Text von S. 556 — Philipp von Theangela, dessen eigene Obskurität durch die seiner Vaterstadt noch überboten wird —, und man wird nicht mehr zweifeln, wie dem wissenschaftlichen Benutzer besser gedient ist.

Der Gegenstand bringt es mit sich, daß die untere Zeitgrenze des Bandes nicht überall gleichmäßig eingehalten werden kann. So wird in der Geschichte der Israeliten noch Salomo behandelt, und so wird bei den Bewohnern Europas noch öfter bis ins erste Jahrtausend v. Chr. hinabgegangen. Ein Kapitel (XXI) über das westliche Mittelmeergebiet von Peet, Ashby und Leeds würde überhaupt noch nicht am Platze sein, wenn es nicht durchaus den vorgeschichtlichen Resten von Nordafrika bis Schottland gewidmet wäre; es sei daraus der Abschnitt über Italien hervorgehoben, auch der über Malta, dessen verhältnismäßige Ausführlichkeit wohl einem englischen Publikum besonders willkommen sein wird.

In die älteste griechische Geschichte, die wieder ein reichliches Viertel des Bandes einnimmt, teilen sich fünf Gelehrte. Wace hatte früher die ägäische Kultur bis zum Höhepunkt der Entwicklung in Kreta dargestellt und gibt jetzt (Kap. XVI) im Anschluß daran eine vortreffliche Schilderung ihres allmählichen Sinkens in Kreta und der Herrschaft der mykenischen Kultur auf dem Festland, wo aber Thessalien doch eine besondere Stellung behaupte. Hier haben sich die Ansichten der maßgebenden Forscher in letzter Zeit geklärt und geeinigt. Dagegen stellt sich J. B. Bury, der führende englische Historiker des Griechentums und Hauptherausgeber des Werkes, in dem folgenden Kapitel (XVII) über die Achäer und den trojanischen Krieg in einen scharfen Gegensatz zu den seit langer Zeit geltenden Anschauungen, indem er bei Homer das getreue Bild der griechischen Staatenwelt des 13. Jhdts. zu finden glaubt und daraufhin die politische Karte des damaligen Griechenlands entwirft. Obgleich auch Wace sich gelegentlich mit ihm berührt, und obgleich mir persönlich jede konservativere Haltung gegenüber der Tradition an sich sympathisch ist, so glaube ich doch nicht, daß dieser Ruf: „Zurück zu Homer!“ viel Anklang finden wird. Beiläufig sei bemerkt, daß von den zuerst in dieser Zeitschrift (1924 S. 113 ff.) veröffentlichten Forrer'schen Entdeckungen nur eben in einem Nachtrag (S. VIII, 1) Notiz genommen werden konnte; deren Tragweite ist zwar noch nicht zu übersehen, darf aber vorläufig auch noch nicht überschätzt werden. Was Bury weiterhin über Homer sagt (Kap. XVIII), ist für den Historiker zur Orientierung brauchbar und ausreichend; weil in dem Literaturverzeichnis ein und der andere gute deutsche Name fehlt, nicht aber un mensonge de la science allemande, sei für Fernerstehende eine Kritik dieser Kritik angemerkt: M. Pohlenz, Neue Jahrbücher f. d. klass. Altertum 1919. XLIII 340–374. Die Kapitel XIX über die dorische Wanderung von Wade-Gery und XX über die griechische Besiedlung Kleinasiens von Hogarth sind befriedigend; sie zeigen durchweg das Streben, über die Vorlegung, Sichtung und Prüfung des gesamten Quellenmaterials hinaus zu positiven Ergebnissen und fest begründeten Gesamtbildern zu gelangen. Auch das Schlußkapitel (XXII) über griechische Religion und Mythologie von Halliday, das man an dieser Stelle noch kaum erwartete, ist in Anlage und Durchführung anerkennenswert.

Lob verdienen Zeittafeln und Register, insbesondere ein Namenverzeichnis zu den Karten, und die Herausgeber sind in der Lage, als Ergänzung des Gesamtwerks einen Tafelband in Aussicht zu stellen. Vorläufig beschränkt sich der bildliche Schmuck auf die Einbanddecke; die Ästhetik war für die Wahl nicht maßgebend, da es davon heißt (S. 411): No human being could possibly have been quite so ugly as Ikhnaton liked to be represented; aber es ist ein deutscher Fund und ein deutscher Besitz, der Berliner Kopf des Echnaton.

Die Besprechung war schon längere Zeit in den Händen der Redaktion, als die von V. Ehrenberg (Histor. Zeitschr. 1925, 132, S. 475–479) erschien. Unsere Übereinstimmung im Urteil geht so weit, daß ich nicht nur meine Freude darüber aussprechen möchte, sondern kaum umhin kann, die vollständige Unabhängigkeit des einen von dem andern ausdrücklich zu betonen.

Gercke, Alfred †, und Eduard Norden: Einleitung in die Altertumswissenschaft unter Mitwirkung zahlreicher Fachgenossen herausg. I. Bd. 9. Heft, Griechische Epigraphik von F. Freiherr Hiller v. Gaertringen. — Papyruskunde von W. Schubart. — Griechische Paläographie von P. Maas. Leipzig: B. G. Teubner 1924. (81 S.) gr. 8°. Rm. 2.80. Bespr. von E. Kühn, Berlin.

Die von Gercke und Norden herausgegebene Einleitung in die Altertumswissenschaft ist seit ihrem ersten Erscheinen vor 15 Jahren um eine ganze Anzahl Abschnitte bereichert worden, die teils damals bereits in Aussicht genommen waren, aber ausfallen mußten, teils inzwischen sich einen Platz in dem ausgezeichneten Werke errungen haben. Das erste gilt von griechischer Paläographie und Epigraphik, das letzte von der Papyruskunde, die nun in einem 9. Hefte des 1. Bandes behandelt worden sind. Die drei Abrisse sind von ersten Vertretern ihrer Wissenschaftszweige geschrieben und haben jeder sein eigenes Gesicht, das eigenste die Papyruskunde von Schubart. Sie zeigt dieselben Vorzüge wie seine 1918 erschienene umfangreichere Einführung in die Papyruskunde, die in ihrer Eigenart neben Wilckens grundlegende „Grundzüge" trat: eine außerordentlich lebendige Durchdringung des Stoffes und eine bei aller strengen Wissenschaftlichkeit ganz persönliche fesselnde Darstellung, die einen diesen kurzen Abriß mit Freude in einem Zuge lesen läßt. Alles Wesentliche steht auf diesen rund 40 Seiten: der Bereich der Papyruskunde (und ihre Einreihung in die Altertumswissenschaft), die Papyri als Geschichtsquellen, die literarischen Papyri, die Urkunden, Sprache und Stil, die Schrift der Papyri, Buchwesen, Aufgaben werden behandelt. Eine Fülle von Gedanken und Problemen steckt hinter diesen Überschriften, nirgends ein Haften am einzelnen, sondern überall Einordnung in größere Zusammenhänge, echt historische Einstellung auf große Gesichtspunkte. Gesichtspunkte, sagt der Verfasser selbst, nicht Ergebnisse will er bieten, und so weist er auch überall auf die Aufgaben hin, die sich ergeben. Das ist etwas, was gerade in einer wissenschaftlichen Einführung sehr dankenswert und reizvoll ist. Dazu kommt ein weiteres Besonderes: daß der Verfasser an Beispielen für literarische und urkundliche Texte zeigt, wie Papyri bearbeitet, d. h. gelesen, ergänzt und erklärt werden.

Papyri und Inschriften haben, nicht nur in ihrem Quellencharakter, mancherlei Verwandtschaft und Beziehung, und doch sieht die Epigraphik von Hiller v. Gaertringen ganz anders aus. Auch seine Darstellung trägt zunächst einen ganz persönlichen Stempel: von Liebe für seine Wissenschaft erfüllt, geht er davon aus, wie er selbst zum Epigraphiker geworden ist, und führt uns in die lebendige Praxis der Epigraphik hinein. Dann kommt die Theorie, inhaltliche und formale Betrachtung der griechischen Inschriften zu Wort. Hier aber werden, von den Anfängen der Schrift ausgehend, von ihrer ältesten Anwendung bis in die römische Zeit nach Aktium nach einzelnen Zeitabschnitten die Inschriftgattungen in etwas erdrückender Fülle an Beispielen vorgeführt, sodaß beispielsweise Volksbeschlüsse, Rechnungsurkunden, Weihinschriften an verschiedenen Stellen wiederkehren. Obgleich aus den einzelnen Perioden die bezeichnenden Züge herausgehoben werden, wirkt doch diese historische Aufzählung, die inhaltlich Zusammengehöriges trennt, weniger klar als etwa die Einteilung der Papyrusurkunden bei Schubart, die einen besseren Überblick über das Stoffgebiet gewährt. Und andererseits verlieren sich die formalen und stilistischen Bemerkungen, die Haupttatsachen der Schriftentwicklung, Probleme und Aufgaben bei dieser Art der Betrachtung mehr. Daran ändert auch nichts, daß zum Schluß nochmals allgemeine Gesichtspunkte zusammengefaßt werden.

An dritter, letzter Stelle steht die Paläographie von Maas. Sie wird in diesem Rahmen neben Epigraphik und Papyruskunde, die es ja doch auch mit griechischer Paläographie zu tun haben, für den Verfasser in notwendiger Einschränkung zu einer „Einführung in die Probleme, die sich für den klassischen Philologen beim Aufspüren, Entziffern, Datieren, Lokalisieren von griechischen Handschriften des Mittelalters ergeben". So werden nach erfreulich klarer Themastellung dann auf knappem Raum klar und lehrreich die hier in Frage kommenden Dinge behandelt: Gesamtdarstellungen und Einzeluntersuchungen; die Sammlungen griechischer Handschriften und ihre Beschreibungen sowie Reproduktionswerke; Bibliotheks- und Buchwesen; Beschreibstoff und Buchform (Kodex, Palimpsest); Schreiberunterschrift und Datum; Bedeutung und Form der Buchstaben; Entwicklung der Schrift von der frühen Unziale zur Minuskel und ihren Abarten; Akzentuation, Worttrennung, Kürzungen und schließlich die schwierige Frage der Datierung undatierter Handschriften.

Deonna, Prof. W.: L'Archéologie, son domaine, son but. Paris: Ernest Flammarion 1922. (287 S.) kl. 8°. = Bibliothèque de Philosophie scientifique. Fr. 7.50. Bespr. von Georg Karo, Halle a. S.

Deonnas Buch ist in einer großen Serie erschienen, die Bibliothèque de Philosophie scientifique heißt, in der aber von dem, was wir unter Philosophie verstehen, wenig zu merken

ist. Sie ist ganz wesentlich naturwissenschaftlich und soziologisch eingestellt, und sogar in der Abteilung „Psychologie et Philosophie" ist kaum ein im höheren Sinne philosophischer Band enthalten. Die Archäologie wird hier in die Abteilung „Histoire Générale" eingereiht. Aber auch ihre Behandlung ist weniger historisch oder gar philosophisch als naturwissenschaftlich. In seinem Betreben, streng exakt vorzugehen, hat D. die Grenzen unserer Disziplin so weit gezogen, daß sie weder vor der Zeit noch vor dem Raum Halt machen: „Die Archäologie ist eine Geschichte und eine Wissenschaft der materiellen Kunst, d. h. eine durch alle möglichen Mittel erreichte Feststellung und Erklärung der materiellen Formen, welche die Menschheit geschaffen hat, ohne Beschränkung in der Zeit und im Raum, in dem was diese Formen Besonderes und Allgemeines besitzen" (S. 42. 271). Für ihn umfassen Kunst und Archäologie gleichermaßen „eine Streichholzschachtel oder ein Meisterwerk des Phidias" (S. 48). Und ebenso wie er die Grenzen dieser Wissenschaft über alles Maß weitet, so hat er auch von ihrer Bedeutung eine gewaltige Vorstellung: „Die Archäologie ist in unseren Tagen noch vor Allem eine schöne und verwickelte Geschichte, die zweifellos notwendig ist; aber sie muß auch danach streben, eine Wissenschaft zu sein, welche das Leben der ganzen Menschheit erklärt, so weit es in die Materie projiziert ist, und die allgemeinen Gesetze dieses Lebens" (S. 24, vgl. 279f.). Man sieht, daß für ihn die Archäologie im Grunde Anthropologie und Kulturgeschichte umfasst, beides aber durchaus materialistisch gesehen. Das kommt klar zur Geltung, wenn er behauptet, daß „die gesamte Kunst, d. h. die Gesamtheit der Techniken und der Künste, die von den Menschen geformte Materie, dem Wunsche des Menschen entspringt, der harten Natur zu entkommen, die seine materiellen und geistigen Bedürfnisse nicht befriedigen konnte" (S. 17), und wenn er den Standpunkt vertritt, daß in einer Natur, welche den Menschen alles geboten hätte, die Kunst niemals hätte entstehen können. „Die Kunstgeschichte, wie die Gesamtgeschichte, ist die des menschlichen Ringens um seine Existenz, die Geschichte des Ringens, durch welches der Mensch sich mehr und mehr von der Natur unabhängig macht" (S. 80 f.). Dem entsprechend stellt er folgendes System der Wechselbeziehungen zwischen der Natur, dem Menschen und der Kunst auf: „A) Natürliche Projektion, d. h. die Natur (alles was außerhalb des Menschen liegt und nicht von ihm geformt ist) wirkt 1. auf den Menschen, 2. auf die Kunst. B) Menschliche Projektion, d. h. der Mensch wirkt 1. auf die Natur, 2. auf die Kunst. C) Künstliche Projektion, d. h. die Kunst (Ergebnis der Wechselbeziehungen zwischen Natur und Mensch) wirkt 1. auf die Natur, 2. auf den Menschen" (S. 106). Diese drei Projektionen sind das eigentliche Rückgrat des ganzen Systems, welches D. aufzubauen versucht. Es ist ein wenig anziehendes Gebäude, vieles davon wirkt banal, allem fehlt der belebende Geist. Das Ganze ist ein Musterbeispiel dessen, was eine rein materialistische Betrachtungsweise der Geisteswissenschaften hervorbringt oder vielmehr nicht erreicht. Und gerade darin wirkt auch dieses Buch merkwürdig altmodisch, obwohl der Verf. offenbar überzeugt ist, neue Wege zu gehen und zu weisen. Er hat mit reichhaltiger Belesenheit, vor allem französischer und englischer Schriftsteller und Dichter, eine Unmenge von Zitaten vereinigt, die nicht immer mit dem Thema eng zusammenhängen. Anderseits macht sich die Folge des allzu weit gespannten Rahmens störend in Einzelfehlern geltend. Ich will kein Gewicht auf das vielleicht dem Setzer verdankte ergötzliche Versehen legen, daß Plutarch den heiligen Augustin liest und zur Beichte geht (S. 95); aber wenn so wenige Beispiele aus der klassischen Archäologie angeführt werden wie in diesem Buche, so ist es doch ein starkes Stück, daß gesagt wird: „Am Heraion von Olympia trug man Sorge, die alten infolge ihres Alters eingestürzten Säulen genau zu ersetzen, um die alten architektonischen Grundsätze nicht zu ändern" (S. 9); fordern wir doch von jedem älteren Studenten, daß er wisse, wie gerade diese ersetzten Säulen in Form, Maßen und Stil nicht die alten Grundsätze, sondern die Zeit ihrer Errichtung widerspiegeln. Es ist für die ganze Richtung des Buches bezeichnend, daß über die mächtigen neuen Strömungen der Kunstwissenschaft und -philosophie, die von Riegl und Wickhoff, Wölfflin, Dessoir, Dvořak und ihren Schulen ausgegangen sind, ebenso wenig gesprochen wird, wie über die deutschen Leistungen auf dem Gebiet der Völkerkunde. Soviel ich sehe, ist außer einer Bemerkung über die Überschätzung „Winkelmanns" (S. 23) von deutscher Kunstgelehrsamkeit nur das hübsche Geschichtchen des Privatdozenten angeführt, der eine Doktorarbeit über das Äußere des Konstanzer Münsters schrieb, ohne jemals das Innere des Gebäudes betreten zu haben, „weil dieses nicht einen Teil seines Themas bildete" (S. 56). Ist dieses Schweigen gegenüber der deutschen Fachliteratur Zufall, oder entspricht es dem Geiste der Union internationale des Académies, der wohl auch am Genfer See blüht? Ich weiß es nicht, und es würde

auch nur von Interesse sein, wenn das vorliegende Buch selbst interessanter wäre.

Springer, Anton: **Die Kunst des Altertums.** 12., verb. u. erweiterte Aufl. nach Adolf Michaelis bearb. von Paul Wolters. Leipzig: Alfred Kröner 1923. (XII, 608 S., mit 1078 Abb. i. Text, 8 Farbendrucktaf. u. 8 Taf. in Lichtdruck.) Lex. 8° = Handbuch der Kunstgeschichte Bd. I. Geb. M. 20—. Bespr. von L. Curtius, Heidelberg.

Dies Buch, durch drei Zeitalter kunstgeschichtlicher Forschung weiter gewachsen, gleicht einer alten Burg, an der Generationen gebaut, zugebaut und umgebaut haben, so daß schließlich trotz zahlloser Treppchen und Erkerchen, Zimmerchen und Säle auch noch das jüngste Geschlecht commod, ja gar modern wohnend sein Behagen darin findet. Und wenn später einmal eine Dissertation über die bis dahin vorliegenden 25 Auflagen verfaßt werden wird, mag sie textvergleichend die Entwicklungsgeschichte der Anschauungen über die Kunst des Altertums feststellen, und, sollte dann der Charakter des Buches nicht grundsätzlich geändert sein, noch in der letzten Auflage Worte finden, die von dem ersten Verfasser stammen und hundert Jahre alt sind.

Daß das Buch in seiner Art ein Meisterstück ist, wissen alle, die es benutzen, mehr die Gelehrten, als die Laien, für die es bestimmt ist, — aus einem gleich hervorzuhebenden Grunde. Der Verfasser, ein Künstler auch des Nichtwissens, hat zu seiner Ergänzung für die Bearbeitung des Kapitels, die Anfänge der Kunst, Carl Schuchardt, für die Bearbeitung des Orients F. W. von Bissing, zugezogen. Überflüssig zu sagen, daß es die besten Kenner ihres Gebiets sind, und daß der Leser von der ersten bis zur letzten Seite in der Wissenschaftlichkeit des Werkes geborgen ist, wie in Abrahams Schoß. Die Arbeit, die Wolters selbst an den Hauptteil des Bandes, die Kunst Griechenlands und Italiens, mit jeder Auflage aufs Neue verwendet, kann gar nicht überschätzt werden. Wäre hier zu einer eigentlichen Rezension, die viele Seiten umfassen müßte, Raum, so wäre es ein Vergnügen zu zeigen, wie das Buch nicht bloß durch die Aufnahme der wichtigsten neu gefundenen Denkmäler, sondern durch die gewissenhafteste Durcharbeitung des Textes der Forschung folgt, nicht nur der Forschung anderer, sondern der Forschung des Verfassers selber, die sich auf alle Gebiete der klassischen Kunst gleichmäßig erstreckt. Dabei geht es höchst gerecht zu. Zustimmung oder Ablehnung der zahlreichen Hypothesen, die ja das eigentliche Leben der antiken Kunstgeschichte ausmachen, verraten sich nur in vorsichtig ausbalanzierten Wendungen, und in dem ganzen Bande herrscht eine Temperatur redlichster Sachlichkeit wie in einer Oberrechnungskammer. Es ist schwer zu sagen, was an dieser Leistung mehr zu bewundern ist, das Vermögen, den ungeheuren Stoff in dem einen Bande so zusammenzudrängen, daß kein einziges wichtiges Monument und keine wertvolle neue Erkenntnis fehlt, oder die Gelehrsamkeit Wolters', die es ihm erlaubt, zu jedem der zahllosen, in dem Bande verarbeiteten Probleme von Kreta und Mykene ab bis zu Konstantin persönlich Stellung zu nehmen.

Nun kann es nicht die Aufgabe des Rezensenten sein, das Werk im einzelnen hier durchzugehen und Gelegenheiten zu ergattern, bei anderer Meinung sein eigenes Licht leuchten zu lassen, sondern es kann sich nur darum handeln, für neue Auflagen prinzipielle Wünsche auszusprechen. Diese bewegen sich in zwei Richtungen.

In jahrelanger Erfahrung habe ich bei Laien und Studenten, die das Buch lesen, immer das gleiche Urteil gefunden, das man als respektvolle Ablehnung bezeichnen könnte. Ich habe mich oft über ihre Gründe unterhalten und dabei folgende festgestellt. Die einen sagen, das Buch ist keine Kunstgeschichte, sondern eine archäologische Behandlung antiker Monumente, von denen die meisten Kunstwerke sind, aber diese kommen als Kunstwerke nicht zu ihrem Recht. Ich kann diese Behauptung nicht ganz entkräften. Wenn Schuchardt mit den Geräten der älteren Steinzeit beginnt (S. 1) und nachher von den bekannten sechs ältesten prähistorischen Stufen und ihren Menschenrassen spricht, von den ältesten Hausgrundrissen und überhaupt den älteren Kulturkreisen, so ist das für ein Handbuch der Prähistorie in seiner ideenreichen Knappheit vortrefflich, aber der Leser wird gleich zu Beginn des Buches nicht in der Richtung geführt, die er sucht. Im orientalischen Abschnitt sind beispielsweise die kleinasiatischen Felsgräber für den Archäologen gewiß bedeutsame Monumente, aber ihre kunstgeschichtliche Rolle ist provinziell, und so ist nachher der ganze älteste Abschnitt „Griechenland", „Troja" und „die ägäische Kunst" eine höchst wertvolle Behandlung dieser rätselvollen Epoche, aber eine archäologische, in der der Leser in zahlreiche Fragen verstrickt wird, die zwar mit der Kunstgeschichte zusammenhängen, aber ihr auch in dem gedrängten Bande den Raum wegnehmen. Und so geht das durch das ganze Buch.

Nun kann ja eine solche Darstellung immer nur einen Kompromiß durchführen, den ich selber als Verfasser eines gleichen, aber ganz anders gearteten Versuches sehr wohl kenne. Man

muß sich nur folgendes klar machen. Das Buch wendet sich an ein großes Publikum und soll es zur Kunstbetrachtung erziehen. Wenn wir heute ringsum beobachten, daß es für das Verständnis antiker Kunst schlechter erzogen ist, als für den Genuß der späteren Perioden, so liegt das wohl auch an uns. Weil dieses Handbuch zu stark positivistisch archäologisch belastet ist, verfehlt es seine Wirkung. Der Verfasser hat nicht Raum genug, die Ideengeschichte der Kunst darzustellen.

Damit hängt der andere Einwand zusammen, den ich oft von Studenten höre. Sie lesen das Buch auf meinen Rat, ja sie arbeiten es mit heißem Bemühen durch — und sind hinterher so klug wie zuvor. Sie haben nämlich garnicht gemerkt, wo die Probleme stecken. Der Gelehrte, der sie kennt, findet sie und freut sich, wenn er in einem scheinbar nebensächlichen Wort des Verfassers dessen gedankenreiche Entscheidung kennen lernt. Aber der Anfänger und der Laie liest bei dem dogmatischen Charakter der zu gleichmäßig dahinfließenden Darstellung darüber hinweg. Der Verfasser, der in dem Handbuch alles geben will, läßt seine Sonne scheinen gleichmäßig über Gerechte und Ungerechte und hat daher keinen Raum für die wirkliche Darstellung der kunstgeschichtlichen Probleme. Wenn diese nur an wenigen Hauptstellen ausführlich entwickelt würden, wie etwa an den Giebeln von Olympia, bei Polyklet und beim Parthenon, wenn irgendwo der Unterschied zwischen griechischem Original und römischer Kopie packend dargestellt wäre, und wenn statt der leicht zu entbehrenden Villanovagefäße und Urnen, mitsamt der Situla von Watsch, der Nuraghe von Abbasanta und der Stadtmauer von Norba, der Verfasser Raum fände zu einer Schilderung der besonderen neuen Bedingungen der römischen Kunst, dann führe der Lernende besser, als wenn er sowohl über den Plan von Delphi und Olympia wie über den Grottentempel am Kynthos in Delos, über die polygonale Ausbesserung der Burgmauer von Mykene, über Sophilos und pompejanische Hauspläne auch noch unterrichtet wird. Durch diese Belastung mit kunstgeschichtlichen Denkmälern zweiten und dritten Ranges, deren archäologische Bedeutung wir keineswegs unterschätzen, verliert das Buch Spannung und Rhythmus und ermüdet den Leser.

Da hilft nur eine Radikalkur. Die ersten Abschnitte, die Anfänge der Kunst und der Orient müssen aus diesem Bande entfernt werden und im Rahmen des ganzen Handbuchs einen besonderen Band erhalten. Dort sind dann auch die Verfasser jener Abschnitte ihrer Fußfesseln ledig und können vor allem der ägyptischen Kunst den Anteil geben, der ihr gebührt. Im klassischen aber sind die archäologischen Raritäten in ihr Kabinett zu verweisen. Dann hat der Verfasser Platz und kann in seiner Geschichte von dem handeln, dem sie allein gilt: Dem Großen.

Nun haben wir aber auch mit dem Verlag ein Hühnchen zu rupfen. Denn das müssen wir schon sagen, illustrativ ist das Buch eines der geschmacklosesten, die wir kennen. Damit ist's nicht getan, auf den 576 Seiten 1078 Abbildungen zusammenzupressen, um „aktuell" zu bleiben. Auch damit nicht, ihm 16 Tafeln von teilweise zweifelhafter Schönheit beizugeben. Sondern, wenn eine Kunstgeschichte die Kunstwerke, von denen sie handelt, abbildet, hat sie die Aufgabe, wir wollen sie nur negativ ausdrücken, die edlen Schöpfungen nicht um alle Wirkung zu bringen. Dazu ist nur dreierlei nötig: Die gute Reproduktion einer guten Vorlage, eine nicht zu starke Verkleinerung, und die richtige Anordnung des Bildes auf seiner Seite.

Die gute Vorlage, das ist bekanntlich bei antiken Kunstwerken der wundeste Punkt. Ich habe mich schon oft darüber ausgesprochen. Da ist beinahe alles noch zu tun, und Verfasser und Verlag verdienen keinen Tadel, wenn sie „behelfsmäßig" verfahren, obwohl gefragt werden darf, ob nicht statt der schlechten Aufnahme nach dem Gyps des „Apollon von Thera" Abb. 378, statt der kümmerlichen des Apoll von Tenea Abb. 381, der verblasenen der Akropolis-Kore Abb. 442, der jämmerlichen des Kritiosknaben Abb. 456 und zahlreicher anderer bessere Vorlagen aufzutreiben gewesen wären.

Mit der Reproduktion ist es schon ein ander Ding. Diese fällt dem Verlag zur Last. Offenbar kann dieser sich, wie alte Damen von ihrer Garderobe von anno dazumal, von seinen Ladenhütern, alten Holzschnitten der älteren Auflagen nicht trennen. Deshalb bleibt eine ganz abscheuliche Reproduktion der Ringer von Benihasan Abb. 74, die charakterlose der Maurer Abb. 72 nach Lepsius, die kümmerliche des Silbergefäßes von Mykene Abb. 262, die rohe des Theseionkapitells Abb. 302 stehen. Von der Arkesilasschale Abb. 399 gibt es gute Photographien, Abb. 405 die chalkidische Vase ist nach dem alten Gerhard reproduziert, der schöne Exekias Abb. 415 wieder ein Ladenhüter, der Polygnot in London Abb. 451 ebenso; die herrliche Pronomosvase, von der es doch Reichholds Zeichnung gibt, Abb. 582, ist abscheulich abgebildet. Natürlich haben auch Abb. 595 „Sieger mit Palme" und der gemeine Holzschnitt nach dem Lysikratesdenkmal Abb. 599, der elende Abb. 670 in einer modernen Kunstgeschichte keine Existenzberechtigung mehr usw.

Aber was soll man dazu sagen, wenn die erhabenste Skulptur der Welt, die Tauschwestern aus dem Ostgiebel des Parthenon Abb. 516 in einem mit der Schere zurechtgeschnittenen Klisché erscheinen, mit fettigem Rand, als wären die hohen Damen in ein Schmalzfaß gefallen! Wollen wir mit solchen Bildern die Nation zur Antike erziehen? Ebenso Abb. 397, 463/4 Olympia!, 682, 688, Der betende Knabe in Berlin! 695, 699, 767 ff.

Der zweite große Fehler der meisten Abbildungen ist der: sie sind zu klein. Der Verfasser ist dabei ganz ohne Prinzip verfahren. Von den unzähligen Beispielen dieser Art nur ein paar Fälle: Die unvergleichliche Figur des Kritiosknaben, ein griechisches Original allerersten Ranges, erscheint in dem ärmlichen Bildchen Abb. 456, nebenan die Tyrannenmörder in zwei fehlerhaften Aufnahmen nach Abgüssen noch einmal so groß. Was soll der Leser mit der kläglichen Abbildung 373 der ephesischen Säule, was mit den puppenhaften der archaischen Frauenbilder 382 ff., mit der verblasenen der Metopen von Selinunt 417 anfangen? Weshalb wird der Diskobol des Myron 479 so stiefmütterlich behandelt, während hinten Marcussäule und Marc-Aurel halbe Seiten eingeräumt erhalten? So geht das weiter. Kein Wunder, wenn nachher junge Leute, die zuerst an dieses berühmte Handbuch geraten sind, erklären, die Antike sage ihnen nichts.

Aber der schlimmste Fehler ist die Anordnung der Bilder. Ein paar groteske Fälle: Auf den Seiten 22/23, 24/25, 26/27 sind jedesmal 6—7 Bilder zusammengepfercht, jedes in anderem Maßstab, hochbedeutendes neben weniger wertvollem, Rundskulptur neben Relief. Ein Bild, jedes zwar schon von Hause aus schlecht, vernichtet das andere. Von der herrlichen Berliner Göttin werden Abb. 437 in schlechten Reproduktionen nach vorzüglichen Berliner Aufnahmen Vorder- und Seitenansicht ganz enge nebeneinander gestellt mit der Wirkung, daß eine die andere zerstört. S. 229 wieder vier herrliche Bildwerke als „Salat". Auf S 265 stehen enge nebeneinander zur „archäologischen Belehrung": die Amazone Mattei nach dem flauen Abguß, falsch beleuchtet, der ergänzte Bologneser Kopf der sogenannten Athena Lemnia, in der Abbildung noch abscheulicher wie in der Ergänzung, die „Athena Lemnia" im Abguß, falsch ergänzt, falsch ponderiert, falsch beleuchtet, falsch aufgenommen, und die Nattersche Gemme. Außer allen Fehlern der Aufnahmen vier verschiedene Maßstäbe nebeneinander! Das ist grauslich. Und so weiter durch den ganzen Band. Dagegen kann man nicht laut genug protestieren.

Auch hier hilft nur eine Roßkur. Hinaus mit der Situla von Watsch, den Buccherokannen, cyprischen Vasen, dem Bätyl der Aphrodite von Byblos, den panathenäischen Amphoren, dem Relief von Ariccia, dem platäischen Schlangensäulendreifuß und allen Bildern, die nur der archäologischen Erudition und dem Streit um das Aussehen verlorener Kunstwerke gelten! Kein Schade, wenn ein paar hundert schlechte Textbilder wegfallen! Vollständigkeit in einem so knappen Bande ist Phantom. Aber dafür die Kunstwerke, die vorhandenen, die wirklichen, die großen, so edel, so wirksam vorgestellt, wie es Format und Texteinteilung erlauben! „Kunstwerke sind Könige, und man muß warten von ihnen angesprochen zu werden." Hier aber erscheinen sie mit wenigen Ausnahmen wie die Bettler, so daß man vor ihnen davonläuft. Und wenn der Verlag statt des schlechten Papieres dieser Auflage in der nächsten besseres verwendet, dann werden auch die guten Vorlagen, die der Verfasser nicht müde wurde, aufzuspüren, ihren Dienst tun.

Wir wünschen, nicht mißverstanden zu werden. Nichts liegt uns ferner als den hohen Wert, den das Buch als gelehrte Leistung besitzt, herabzusetzen. Aber dieses Handbuch hat eine andere Aufgabe als eine rein wissenschaftliche. Es ist ein Buch der Erziehung. Und die Aufgabe der Erziehung hat der Teil der klassischen Altertumswissenschaft, der sich mit antiken Kunstwerken beschäftigt, verantwortungsbewußter anzupacken, als er es zum Schaden der deutschen Bildung jahrzehntelang getan hat.

Schäfer, Heinrich, u. Walter **Andrae: Die Kunst des Alten Orients.** Berlin: Propyläen-Verlag 1925. (686 S.) 4° = Die Propyläen-Kunstgeschichte Bd. II. Geb. Rm. 47 —; Hlb. Led. Rm. 50 —. Bespr. von N. de Garis Davies, Oxford.

Egyptian art has been the subject of a considerable number of works of late years. If we except the Bissing-Bruckman publication, few, if any, of them have contributed anything greatly above the obvious to our appreciation of the aesthetic life of Egypt, except the works of Schaefer, who here expresses his views anew in a more systematic form. The service has still to be rendered for Asia-Minor. Professor Andrae here makes a useful contribution to the subject, though it suffers from being overshadowed and out-balanced by the treatment of Egyptian art. That is as it should be, and perhaps always will be. At any rate, since the time is not yet ripe for a similar appreciation of the sister-art, the author may be commended as much for the self-restraint he has shown as for the soundness of his less penetrating introduction.

Criticism of this book naturally divides itself into a consideration of the illustrations and of the text. Praise and gratitude must, in any case, take first and chief place. It may be said without hesitation that this is the one book to be bought and consulted by those that desire a sound and concise acquaintance with the subject, and those that possess it need not place many others on the same shelf. It marks a considerable step forward even as regards selection and uniform adequacy of illustration, and above all in its courage in meeting an indispensable need by adding excellent reproductions in colour; though one does not see why Plates XI, XXIII, XXXI, which teach us little or nothing in this respect, should not have been replaced by others of value, among them one of ceiling-patterns, cloisonné work, or glass.

Had this book been intended to exhibit only the highest attainments in the arts of these peoples, we might have demanded, not steps merely, but a leap forward in methods of illustration. For in producing a work on ancient art it is fitting that modern arts and standards of taste should be exhibited at their very best, and that motives of economy should not be patent in the reproduction of ancient creations, in the making of which these considerations were so conspicuously ignored. But the aim of the book is different. It has been desired to bring all the witnesses needed to illustrate the text within the limits of the body of plates, and this has brought the number of subjects illustrated up to nearly a thousand. This rich variety could only be gained at some expense of aesthetic presentation. But nearly all that is possible within these limits has been done to give some impression of the masterpieces also. Perhaps the photographic reproductions do not in every case reach the level which to-day is well within the reach of this art, and in particular the pronounced tint given to many of them looks like a sop to the colour-loving public. Those on pp. 325, 534, are really deforming, and Plate II is unfortunate. But the only picture so unfair to the original that it should have either been omitted, or made the subject of a note, is that on p. 366; the delicate painting here feebly rendered is in reality so astounding an achievement that one is inclined to seek some special influences in the case. The few defects of the book leave it an admirably illustrated volume on the nature, the development, and the significance of the arts of Egypt, Mesopotamia, and its neighbours.

When one passes to the text, it is difficult to praise it too highly. Under a challenge to condense a critical study of Egyptian art and architecture into little more than one hundred pages, while sketching at the same time the history and customs of the people, Prof. Schäfer almost achieves the impossible, creating a picture of Egyptian civilisation out of which the contemporary art-forms spring, like flowers out of a specially prepared soil. It is especially to be commended that his sound sense, and his consciousness of the dignity and difficulty of the subject lead him to replace the usual flood of empty description and personal appreciation by considered and documented judgments, assigning to each object its place and value as an exemplification of technical powers, of aesthetic perceptions, or of movements of the national spirit. The layman may indeed sometimes be tantalized by the succinctness of these conclusions, and the paucity of supporting evidence. This is inevitable where, as in this book, references are excluded to all that does not lie within its covers. The absence of foot-notes makes the book more readable. But would it not have greatly aided the reader, whom it tempts to deeper study and criticism, if two or three pages of the book had been devoted to a guide, in which a certain number of specimens, typical of each sub-divided period and of each art-form within it, had been cited, with a note as to their place of exhibition and reproduction? The professional student will often long to have an expanded treatment of the author's views, e. g. on the relations of borrower and lender between Egypt and neighbouring peoples (pp. 28, 91, etc.), or on „die steigende Freude an sinnlichen Erscheinungen" as the impulse in the development of Egyptian art. The reference to the relation between the El Amarna period and the Mycenean is very suggestive, and the late epoch in Egyptian art is especially well dealt with; the Ramesside period, on the other hand, is perhaps too one-sidedly and favourably judged.

Our lack of acquaintance with the spiritual development of the dwellers in the plains of Irak, and the diminution of grace and refinement in their arts in comparison with Egypt, justifies in great measure the contrast in length and character between the two essays. Owing to the peculiar physical conditions of the land, its art and architecture could not be transported without great modification to surrounding lands: it was in mental and literary superiority that Mesopotamia dominated its neighbours. Yet the infective power of its art also might well have been portrayed in greater detail in this case also: the power which the arts have had in spreading civilisation was worth dwelling on.

As the Egyptians were impressed by the contrary course of the river of Mesopotamia, so we may be by the opposite course of its development. In Egypt from the XVIIIth dynasty down, if not from a much earlier period, there is a decline which almost amounts to a fall in art-values, whereas it is in the last millennium of Mesopotamian history that its art shows a fruitful intimacy with nature and human existence, and personal, dramatic, and decorative emotions are added to that worship of Power which inspired the earlier work and produced the dignified statues of Tello-Lagasch. One almost feels as if the question of the Semitic elements in both races might be answered from their art; so much is the human, humourous, life- and nature-loving temper of the one in contrast with the rigid, gloomy, and constrained spirit of the other.

Most sober students of the subject, we think, will find their hesitating judgments falling happily into line with the authors', though continually modified, enlarged, and freshly illustrated by them, and they will meet with very few rocks of offence. Perhaps there is a stray one on p. 44, where the pure white background sometimes used by Egyptian painters is interpreted as equivalent to the mental nullity against which images appear. Can one imagine a simple artist of the fourth millennium painting a thoughtless moment white? As a description of certain bold architectural reconstructions Prof. Andrae's more modest „Ergänzungsversuch" is far preferable to „Zustand im Altertum"; though, perhaps, even his acceptance of Koldewey's attractive restoration of the Ziggurat of Babylon has too much security.

Having no preface, the book finds no place for an acknowledgment of the enormous debt to the previous labours of others, some of them very recent and many of them foreign, which has enabled this handsome volume to reach its high standard of effectiveness. The sources of the illustrations, other than those with the rank of „Tafel", are indeed noted in an Index. But there is no sign of permission for their use having been asked or granted, nor any gesture of the courtesy usual in such cases. Hence the book has the aspect of a raid, though conceived in a very different spirit.

In the „Berichtigungen" on p. 672, rectify „S. 418/9" to 468/9.

Wulzinger, Karl: **Byzantinische Baudenkmäler in Konstantinopel.** Auf der Seraispitze, die Nea, das Tekfur-Serai und das Zisternenproblem. Hannover: Heinz Lafaire 1925. (IX, 116 S. m. 45 Abb.) 4°. = Mittelmeer-Länder u. Orient. Sammlung kunstwissensch. Studien, hrsg. v. K. Wulzinger. Bd. 1. Rm. 22 —; geb. 26 —. Bespr. von Heinrich Glück, Wien.

In einer Zeit, in der in den Büchern das große Problememachen auf Grund längst bearbeiteten Materials Mode geworden ist und geistreiche Thesen die eigentliche Forscherarbeit zurückdrängen, ist es um so mehr zu begrüßen, wenn gediegene Facharbeit neues Material zuführt oder Ungeklärtes in einen sachlichen Zusammenhang zu bringen sucht. So ist im vorliegenden Buche der Wissenschaft und der Erkenntnis des Ganzen mehr gedient als durch persönliche Erlebnisergüsse. — Der erste Band der Buchfolge ist einigen Hauptfragen der byzantinischen Baugeschichte auf dem Boden Konstantinopels gewidmet, der sonst eingehenderen Untersuchungen aus mannigfachen Gründen erheblichen Widerstand entgegenzusetzen pflegt. Vier Themen stehen im Vordergrunde: Die Seraispitze, die Nea, das Tekfur-Serai und das Zisternenproblem. Es handelt sich um Aufnahmen und Untersuchungen, die größtenteils noch vor dem Kriege (1911) von dem Verf. gemacht wurden. Die inzwischen von französischer Seite durchgeführten und in einem kurzen Bericht 1922 niedergelegten Untersuchungen waren nicht hinreichend genug, um die vorliegende Veröffentlichung wertlos zu machen. Das Hauptstück bildet ein Gebäudekomplex, dessen Fassade in die Seemauer nördlich des Indschili-Kiöschk fällt, innerhalb des alten Manganenviertels. Abgesehen von osmanischen Hinzufügungen scheidet W. drei Bauperioden, einen heute in der Mitte des Komplexes liegenden römischen Turm der alten von Septimius Severus zerstörten Stadtmauer, dem später (9. Jh.) nach mehrfachen Wiederherstellungen ein zweiter gegen das Meer hin vorgelegt wurde (Kentenarion?). In den anstoßenden Teilen, der dreischiffigen Tonnenhalle mit reicher Ziegelschmuckfassade und den den Turm im Winkel umgebenden Tonnen- und Kuppelräumen erkennt W. Teile des von Konstantin IX. Monomachos (1042—55) errichteten Georgsklosters, die zugleich als Substruktion der gleichnamigen Kirche dienten und deren Grundriß einigermaßen erkennen lassen. Hydraulischer Putz und Röhrenleitungen sprechen nach W. für eine spätere Benützung als Zisterne. Ich möchte im Hinblick auf die Übereinstimmungen dieser Anlage mit einer aus der Zeit des Romanos Lekapenos stammenden Badeanlage im Quartier Tschifte-Serai (s. Mitt. des deutschen Exkursionsklubs in Kpl., Neue Folge, 2. Heft, 1895, S. 22 ff.) die Möglichkeit in Betracht ziehen, ob es sich nicht auch hier um eine mittelbyzantinische Badeanlage handelt, bei der das Untergeschoß des alten Römerturms als Warmwasserreservoir benützt wurde; der Deutung W.s als Teil eines Klosters müßte dies nicht widersprechen. Im

Anschluß an die Ziegelfassade kommt der Verf. bereits auf das Tekfur-Serai zu sprechen, das er in einem späteren eigenen Kapitel der Zeit des Konstantin Porphyrogenetos zuweist, und gewinnt damit für erstere auch einen stilistischen Zeitansatz um 1100. Als ein besonderes Moment bemerkt W. in der dreischiffigen Halle und sonst die seitlichen Halb- (Viertel-) Tonnen, begnügt sich dabei aber leider nur mit dem Hinweis auf deren weite Verbreitung. Neben Spanien und Frankreich wäre hier schon auch das süditalienische Gebiet besonders zu nennen gewesen, wodurch nicht nur eine nähere Beziehung zu Byzanz, sondern auch eine im Sinne der Buchfolge gelegene Einstellung auf den weiteren Mittelmeerkreis möglich gewesen wäre.

Anschließend behandelt W. die Topographie der Seraispitze mit Beifügung einer aus den Plänen Stolpes und Mellings, sowie aus den Angaben Manbourys hergestellten Karte[1]. An Ergebnissen seien hier angeführt: Das doppeltürmige Tor an der eigentlichen Seraispitze hat nicht, wie allgemein üblich, als das der hl. Barbara, sondern als das des hl. Demetrius zu gelten. Ersteres ist vielmehr mit dem Deirmenkapu zu identifizieren, für das Millingen keinen Namen fand. Auch in der bereits von E. Unger (Arch. Anz. 1916) veröffentlichten „Zisterne" vermutet W. nach der Orientierung und anderen Anhaltspunkten die Substruktionen eines Kirchenvorhofes. Auf der Flucht dieser Substruktionen steht auch der Tschinili-Kiöschk, von dem W. eine Abbildung der bisher wenig beachteten Rückseite gibt[2]. Es wird dann die Lage der Kirche der hl. Barbara besprochen, des Kynegion und Kentenarion im Manganenviertel, das durch W.s Auffindung der Kirche des hl. Georg noch besser als bisher lokalisiert ist, ferner der Kirche des Erlösers Philanthropos, des Philopation und der Arkadiana-Thermen, von denen die französischen Ausgrabungen wichtige Reste zutage gefördert haben, und des Ajasma der Erlöserkirche beim Indschili-Kiöschk, des Hauses der Marina und des Hodegetria-Klosters. Nur für die Kirche des Michael Steiros war eine genauere Lokalisierung nicht möglich. Für die Gegend an der heutigen Seraimauer möchte ich noch die Möglichkeit einer Lokalisierung des mit dem „großen Bade Konstantins in der Nähe des Tzykanisterions" identischen Bades des Ökonomios hinzufügen, das wahrscheinlich dasselbe ist, das Basilius I. erneuerte. Trotzdem von einer Zerstörung (wohl nur Beraubung) unter Johannes Tzimiskes berichtet ist, dürfte die Stelle des heutigen Ishak-Pascha Hammam in Betracht kommen, da ich bei meinen Studien über die Topographie der Bäder Konstantinopels zu denselben Beobachtungen über das Festhalten der türkischen Bauten an byzantinischen Baulokalen gekommen bin, wie W. an anderen Zweckanlagen.

Als ein Hauptergebnis des Buches (II. Kapitel) muß aber die sicherlich sehr überzeugende Identifizierung der von Strzygowski aufgenommenen, zusammenhängenden Zisternen beim Bâb-i-humajûn (Bodrum I und II) mit einem Teil der Unterbauten der Nea des Basilios gelten. Höchst scharfsinnig rekonstruiert der Verf. aus dem Erhaltenen den ganzen, in seiner allgemeinen Anlage aus den Quellen bekannten Grundriß der Kirche mit Vorhallen und Atrium in seiner ursprünglichen Ausdehnung. Das III. Kapitel bringt dann die Abhandlung über das Tekfur-Serai, die nach einer eingehenden Darstellung des Baubefundes und einer feinen stilistischen Analyse zu einer Ansetzung des ersten Bauzustandes in die erste Hälfte des 10. Jahrhunderts unter Konstantin Porphyrogenetos kommt. Als kleine Richtigstellung, die aber für die kunsthistorische Einstellung hätte von großem Wert sein können, sei vorgebracht, daß die als Mosaikstifte bezeichneten Elemente der Bogenumfassungen des Obergeschosses, die Abb. 37, 12 viereckig gezeichnet sind, richtig in den Mörtel eingesetzte gebrannte Hohlzylinder sind, die sich nach außen als glasierte Blütenrosetten öffnen. Am Gebäude selbst konnte ich freilich 1916/17 nur ganz wenige erhaltene mit Mühe feststellen, da die plastischen Rosetten fast durchwegs abgebrochen sind, so daß tatsächlich der Eindruck von eingelegten Mosaikstiften entsteht; doch fand ich zufällig im Schutt den Rest eines solchen Stückes. In bezug auf dieses Motiv und die ganze Art der Mauergliederung hätten als ganz übereinstimmende und nächstliegende Parallelen die bulgarischen Kirchen von Mesembria und Tirnowo (B. D. Filow, Altbulgarische Kunst, u. sonst) herangezogen werden müssen, die allerdings erst dem 13./14. Jh. zugewiesen werden. Im IV. Kapitel tritt W. mit guten Gründen dafür ein, daß die Zisternen größtenteils als Substruktionen ehemaliger Bauten aufzufassen sind, wodurch nicht nur für die Topographie, sondern auch für die Rekonstruktion des Oberbaues

1) Es sei dazu bemerkt, daß während des Krieges das türkische Ministerium für öffentliche Arbeiten eine großzügige neue Vermessung der Stadt in Angriff genommen hat, von der ich 1917 bereits einen guten Teil zu topographischen Studien benützen konnte. Wie weit das Unternehmen inzwischen fortgeschritten ist, ist mir nicht bekannt; es sei darauf verwiesen, um bei künftigen topographischen Arbeiten das mühselige Kombinieren aus den an sich wertvollen alten Plänen zu sparen und eine moderne Plangrundlage überhaupt zu gewinnen.

2) Eine instruktivere Aufnahme hat Halil Edhem Bey bereits in den „Studien zur Kunst des Ostens" (Strzygowski-Festschrift) veröffentlicht.

selbst höchst wertvolle Anhaltspunkte geschaffen werden. Nachdem W. auf Grund von Grabungen einen ergänzenden Bericht über die untersten, im Schutt steckenden Teile der Bin-bir-direk vorgebracht hat, führt er eine solche Rekonstruktion an Hand der sogenannten Bodrumzisterne durch. Auf Grund des Strzygowski-Planes und eigener Ergänzungen ergibt sich eine Palasthalle mit seitlichen Risaliten und ein Hof mit umgebenden Gebäuden, das Ganze offenbar zum Palastkloster Myrelaion gehörig. Für die Einstellung in die Umgebung und die Lage zur benachbarten Myrelaionkirche ist ein Situationsplan, dessen Mangel der Verf. entschuldigt, freilich zu vermissen. Auch hier sei darauf verwiesen, daß inzwischen für dieses Viertel ein moderner Plan bereits ausgearbeitet ist, den ich selbst für Eintragungen von Resten, die gelegentlich der damaligen Straßenaushebungen zum Vorschein kamen, benutzen konnte. Zieht man weiter in Betracht, daß die an den Komplex anschließenden Ruinen des von mir veröffentlichten Kyslar-Aghassi-Hammam (Bad des Ober-Eunuchen) wahrscheinlich die Stelle des Bades des Eunuchen Niketas bei dem Bus aus der Zeit des Theophilus anzeigen, so darf man hoffen, daß neben dem alten Palastbezirk diese Gegend für byzantinische Forschungen am meisten fruchtbar gemacht werden könnte.

Dölger, Franz: **Regesten der Kaiserurkunden des oströmischen Reiches** von 565—1453. 1. Teil: Regesten von 565—1025. München: R. Oldenbourg 1924. (XXX, 105 S.) 4°. = Corpus der griechischen Urkunden des Mittelalters u. der neueren Zeit. Hrsg. v. d. Akademien der Wissenschaften in München u. Wien. Rm. 13 —. Bespr. von E. Caspar, Königsberg i. Pr.

Mit Freude ist es zu begrüßen daß von Krumbachers großem, im Jahre 1904 zuerst vorgelegten Plane ein erstes, und sogleich ein sehr wichtiges Stück endlich zur Verwirklichung gelangt ist. Für das schwer zugängliche, weit verstreute und trümmerhafte byzantinische Kaiserurkundenmaterial liegt nun das unentbehrliche kritische Nachschlagewerk in Regestenform vor, und es ist nur zu bedauern, daß zwischen Dölgers Regesten und dem zeitlich vorangehenden Versuch von O. Seeck Regesten der Kaiser und Päpste für die Jahre 311 bis 476 n. Chr. (Stuttgart 1919) eine halbhundertjährige Lücke klaffend geblieben ist. Die Anordnung der Dölgerschen Regesten ist auf äußerste typographische Raumersparnis eingestellt, die Verwendung von Siglen in knappster Buchstabenform ist weiter ausgedehnt als in irgend einem anderen Regestenwerk und auch weiter, als es für die Benutzung bequem ist. Darüber, daß eine Itinerarspalte durchweg fortgelassen ist, kann man verschiedener Meinung sein. Gewiß haben die Kaiser vorwiegend in Byzanz fest residiert und sind Itinerarangaben für sie sehr selten, aber ähnliches gilt auch für die Päpste in den meisten Perioden. Um so plastischer heben sich die Zeiten starker Ortsveränderungen in der Geschichte der Kurie in Jaffés Regesten heraus, und dasselbe würde hier durch eine Itinerarspalte für kaiserliche Kriegszüge erreicht worden sein.

Auch sonst sind einige technische Abweichungen von den bewährten Mustern der abendländischen Kaiser- und Papstregesten zu bedauern, wie im Einzelnen bereits Brandi in einer ausführliche Anzeige in Gött. Gel. Anz. 1925 S. 111 ff. ausgeführt hat. Bei den Zitaten aus den Monumenta Germaniae ist auch hier der häufig bei Forschern, welche ihren Arbeiten ferner stehen, begegnende Fehler zu bedauern, daß immer noch die veralteten Folioausgaben zitiert werden, wo völlig neue Bearbeitungen in der irreführend „in usum scholarum" bezeichneten Oktavserie vorliegen.

Für die sachliche Zuverlässigkeit des Gebotenen bürgt der bewährte Name des Bearbeiters. Daß Ergänzungen möglich sind, ist bei der Natur gerade dieses Materials und bei einem ersten Versuch nicht verwunderlich. Wie Brandi so bin auch ich in der Lage eine solche zu Dölger Nr. 784 beizusteuern. Die Briefe Leos sind jetzt neu ediert und z. T. abweichend von Dölger datiert durch Percy Ernst Schramm in Byzant. Zeitschr. 1925, S. 89 ff., vgl. schon vorher ders. in Hist. Zeitschr. 1924, S. 424 ff.

Michel, Dr. theol. Anton: **Humbert und Kerullarios.** Studien. Erster Teil. Paderborn: Ferdinand Schöningh 1924. (VII, 139 S.) gr. 8°. = Quellen und Forschungen aus dem Gebiete der Geschichte, XXI. Bd. Rm. 9 —. Bespr. von E. Seeberg, Breslau.

Die Hauptsache an diesen trefflichen Studien ist der m. E. geglückte Nachweis, daß der Kardinal Humbert, als politischer Vertrauensmann Leos IX. gerade den Griechen gegenüber, der Autor nicht bloß der bekannten kriegerischen ersten Epistel Leos IX. an Cerullarius ist — sie wird als „eine grandiose Kopie" des Briefes Humberts an Eusebius aufgezeigt —, sondern daß aus der Kanzlei Humberts auch der Papstbrief an Konstantin IX. Monomachos und der zweite Brief an den byzantinischen Patriarchen stammt, der nach der Schlacht von Civitella 1053 nach Byzanz gesandt worden ist. Dieser Nachweis ist umrahmt von einer guten Darstellung der Beziehungen zwischen Byzanz und Rom in den Jahren 963—1053, in der mit Recht das politische Moment als der eigentliche Drehpunkt erscheint, und von der mit einer Einleitung und mit Anmerkungen versehenen Edition der an den byzantinischen Kaiser ge-

richteten Schrift Humberts über das Filioque. In all diesen Studien tritt das Bild Humberts wesentlich schärfer hervor; er vertritt bereits die wesentlichen Ideen Gregors VII.; und wenn E. Caspar neulich die Einwirkungen Gregors des Großen auf Gregor VII. festgestellt hat, so zeigt Michel in exakter Untersuchung, daß auch Humbert in verschiedenen Hauptgedanken, vor allem in seiner Auffassung des Titels „ökumenischer Patriarch", von Gregor dem Großen abhängig gewesen ist.

Radin, Paul, Ph. D.: **Monotheism among Primitive Peoples.** With a foreword by J. Zangwill. London: George Allen & Unwin. (69 S.) kl. 8°. 1 sh. Bespr. v. Max Löhr, Königsberg i. Pr.

Nach einem Vorwort Israel Zangwills setzt der Verf., welcher lange Jahre unter den Indianern Nordamerikas gelebt hat, auseinander, daß sich bei diesen sog. Primitiven entgegen der gewöhnlichen Auffassung doch die Vorstellung eines einzigen göttlichen Wesens findet und zwar nach zwei Richtungen hin entwickelt: als ein Schöpfergott, der aber nach Vollendung seines Schöpfungswerkes kein Interesse mehr daran nimmt, und als ein „Transformer, the establisher of the present order of things, ... and directly intervening in a very human way in the affairs of the world". Im folgenden werden Beispiele hierfür erbracht. S. 64 heißt es: „explicit monotheism, it is true, is rare among primitive peoples, but it is possibly not quite so uncommon as the literal reading of the facts might seem to indicate". Verf. glaubt aus seiner Erfahrung sagen zu können, daß eine kleine Zahl von Monotheisten (explicit monotheists) in jedem primitiven Stamm sich finden läßt. Wichtig ist noch S. 67 die Bemerkung, daß „in temperament and in capacity for logical and symbolical thought, there is no difference between civilized and primitive man".

Roeder, Günther: **Ägyptische Inschriften aus den Staatlichen Museen zu Berlin.** VIII. Heft (= Band II Heft 4). Verschiedene Inschriften des neuen Reiches (Schluß) und Indizes zu Band 1 und 2. Leipzig: J. C. Hinrichs 1924. (IV, S. 393—676.) 4°. Rm. 37.80. Bespr. von R. Anthes, Berlin.

Das vorliegende Schlußheft des zweiten Bandes enthält vorwiegend Inschriften der Särge des späteren n. R. (Dyn. 21 ff.), der Uschebtis, Skarabäen und kleineren Stücke aus der Zeit des n. R.; es bietet also nicht gerade auffallend Schönes, wohl aber genug des Interessanten für besondere Untersuchungen, vor allem durch die bequeme Vergleichsmöglichkeit zwischen gleichartigen Texten. Die von den früheren Heften her gewohnte Anordnung der Textzeilen nach dem Original bewährt sich auch hier; bei den Särgen vor allem ist die prägnante und übersichtliche Beschreibung der fehlenden Abbildungen erfreulich und doch ein Ersatz für die wirklichen Bilder, deren Veröffentlichung nicht in den Rahmen dieses Inschriftenwerkes gehört.

Von vorzüglicher Bedeutung sind die beigegebenen Indizes zu Band 1 und 2, die das bisher veröffentlichte Material erst wirklich dem Benutzer erschließen; es sind dies die Verzeichnisse der vorkommenden 1. Titel, 2. Eigennamen, 3. Gottheiten, 4. Könige, 5. Orte und Gaue, 6. der Fundorte der einzelnen Stücke, 7. der Gegenstände selbst in sachlicher Anordnung, 8. ein Verzeichnis der Inventarnummern: eine vorbildliche Fülle von Indizes, für welche wir Fräulein H. Fischer-Hildesheim aufrichtig dankbar sein dürfen.

Joüon, Prof. le P. Paul: **Grammaire de l'Hébreu Biblique.** Rome: Institute Biblique Pontifical 1923. (XII, 541 S.) gr. 8°. Bespr. von Pontus Leander, Göteborg.

Die hebr. Grammatik ist, nach Joüon (S. 1), die Grammatik des bibl. Texts in der Form, in der dieser von den Gelehrten der tiberischen Schule überliefert worden ist. Die bab. Überlieferung wird demnach auch durchgängig ignoriert, von ein paar kurzen Notizen abgesehen, die der Leser aber, mangels jeder Erwähnung, was die „prononciation babylonienne" eigentlich ist, nicht verstehen wird. In einer hebr. Gr., die keineswegs nur für den Anfängerbedarf berechnet ist, dürfte jedoch die vollkommen gleichwertige bab. Überlieferung nicht unbeachtet bleiben.

Um so vollständiger ist das Hebr. der Tiberer behandelt worden. Sogar zu der vielmals bearbeiteten Formenlehre vermag Joüon Neues beizusteuern; er verbessert Fehler bei seinen Vorgängern und bringt mehrfach feine Beobachtungen über den Sprachgebrauch, die sich jeder Hebraist gerne notieren wird. Besonders erhebt sich aber seine Darstellung der Syntax sowohl durch das reichhaltige Material als durch die scharfsinnige Analyse desselben über alle früheren. Die Lektüre der Syntax ist auch um so genußreicher, weil sich der Verf. in diesem Abschnitt hauptsächlich an das Gebiet hält, wo seine wissenschaftliche Stärke liegt: die Beschreibung der uns in der Bibel vorliegenden Sprache, und sich um historische Erklärungen wenig kümmert.

Leider ist es aber nicht möglich, die hebr. Formenlehre nach derselben, rein deskriptiven Methode darzustellen, wie etwa die lateinische oder die deutsche. Der Bau der Sprache bringt es mit sich, daß man genötigt ist, die Formenkomplexe irgendwie miteinander zu verbinden und zu diesem Zwecke historische, oder doch pseudohistorische, Auseinandersetzungen vorzubringen. Als es noch keine eigentliche historische Sprachwissenschaft gab, auch nicht unter den Indogermanisten, haben sich die Verfasser hebr. Grammatiken über das geschichtliche Werden der Formen Gedanken gemacht — so

gut es eben ging. Aber wer die Hoffnung hegen will, die Erscheinungen, insofern das möglich ist, richtig zu erklären, der muß — und das soll mit allem Nachdruck hervorgehoben werden — das ganze sprachliche Material von diesem Gesichtspunkte aus durchmustern; durch die vergleichende Zusammenstellung dieses Materials mit dem von den verwandten Sprachen dargebotenen muß er sich ein Bild von der Ursprache machen und den Gesetzen nachgehen, nach denen sich jede der historisch gegebenen Sprachen entwickelt hat. Nur so vermeidet er die Gefahr, daß die eine Erklärung, ohne daß er es ahnt, die andere totschlägt. Er muß, kurz gesagt, Linguistik treiben.

L. Bloomfield hat in dem eben erschienenen 1. Heft der Zeitschrift „Language", des Organs der neubegründeten „Linguistic Society of America" geäußert: „The layman — natural scientist, philologian, or man in the street — does not know that there is a science of language". Er meint offenbar, daß die linguistische Methode, wie alle anderen, etwas ist, was gelernt werden, daß der Linguist, wie alle anderen Forscher, von Jugend auf geschult werden muß, daß die Kenntnis der deskriptiven Grammatik keineswegs für sprachgeschichtliche Forschung ausreicht. Er hätte gewiß allgemeineren Beifall geerntet, wenn er behauptet hätte, die Fähigkeit, linguistische Probleme zu beurteilen, sei etwas jedem Menschen Angeborenes.

In Anbetracht der Verdienste, die Joüons Grammatik in anderer Hinsicht auszeichnen, bedaure ich sagen zu müssen, daß seine Versuche, den hebr. Formenbau zu erklären, dem heutigen Stand der Sprachgeschichte durchaus nicht genügen.

Joüon hält noch an der alten, gekünstelten Auffassung von der Quantität der Vokale fest: ◌̄ ist nach ihm bald lang (z. B. in den Fällen, wo es aus einem ursem. *ā* stammt), bald „halblang" (wenn es durch die Dehnung eines *ă* entstanden ist); ◌̆ und ◌̇, wenn aus *ĭ* bzw. *ŭ* entstanden, sind immer „halblang" usw.; er weiß sogar, daß der Quantitätsunterschied zwischen den langen und den halblangen Vokalen „considérable" ist (S. 22). Auch das Schwa medium tritt bei ihm wieder auf; es steht (S. 31) „nach einer abnormen, weder wirklich offenen, noch wirklich geschlossenen Silbe". Schon hieraus geht hervor, daß Joüon sich der modernen historischen Forschung, wie sie vor allem von Nöldeke, Sievers und Brockelmann gefördert wurde, widersetzt, und daß er von ihr nur einzelne, aus dem System losgerissene Sätze hat aufnehmen können. Und dieser Gegensatz ist bewußt: er bedauert sogar (S. 32), daß Kautzsch in der letzten Auflage seiner Gr. „unter dem Einfluß des Metrikers Sievers" das Schwa medium verworfen hat.

Eine Auseinandersetzung über all das würde natürlich einen zu großen Raum beanspruchen; auch möchte ich nicht längst bekannte Tatsachen in all zu großem Umfang zum soundsovielten Male wiederholen. Aber man gestatte mir zwei Bemerkungen.

Daß das Ṣērē in gewissen Fällen kurzes *ĕ* bedeutet, ist einwandfrei nachgewiesen worden. Denn es wird wohl niemand leugnen wollen, daß z. B. שִׂלַּח und שִׁלַּח beide ein älteres *שִׁלַּח (vgl. קָטַל)voraussetzen. Wenn nun dieses *שִׁלַּח sich in den verschiedenen Status in dieser verschiedenen Weise entwickelt hat, so zeigt das doch, daß das *e* in dem einen Status etwas anderes ist, als in dem anderen. Das heißt aber, daß wie חוֹתָם im St. cstr. חוֹתַם lautet, so muß *qōṭēl* im St. cstr. *qōṭĕl* lauten. Denn der einzige Unterschied zwischen abs. קָטַל und cstr. קְטַל, den wir uns vorstellen können, ist eben der zwischen abs. חוֹתָם nnd cstr. חוֹתַם tatsächlich bestehende. Und hierdurch wird es uns möglich, den Wechsel שִׂלַּח : שִׁלַּח zu erklären: abs. **šōlēḥ* > *šōlēaḥ*; cstr. **šōlĕḥ* > *šōlaḥ*.

Und nun ferner „die abnormen, weder offenen, noch geschlossenen Silben", unter denen sich Sievers in seinen „Metr. Studien" „überhaupt nichts zu denken" vermochte, und die auch kein Phonetiker auf der Welt versteht, eben weil eine Silbe entweder offen oder geschlossen sein muß! Joüon behauptet (S. 32) von מַלְכֵי, das er in der alten Weise *malʾkē* liest: „Dieses Wort hat zwei Silben, aber die syllabische Teilung ist unmöglich". Da jedoch bekanntlich die Stellen im Worte, wo die Schallfülle schwächer ist als im unmittelbar Vorhergehenden und Folgenden, Grenzen zwischen verschiedenen Silben bilden, so ist es ohne weiteres klar, daß ein solches Wort dreisilbig wäre: *ma-lʾ-ḵē*. Ebenso ist es unmöglich, mit Joüon *ʾiʿᵃmoð* als zweisilbig aufzufassen und noch dazu sogar die Silbengrenze mitten ins ᵃ zu verlegen, wie er wahrhaftig tut (S. 63). Jespersen hat die in gewissen Fällen vorliegende Schwierigkeit, die Lage der Silbengrenze festzustellen, hervorgehoben und durch Beispiele beleuchtet, aber er hat keine Schuld daran, daß Joüon sich für eine solche Silbenteilung auf ihn beruft (S. 68). — Aber warum hält Joüon denn an der Überlieferung des Schwa medium und der „abnormen, halbgeschlossenen" Silbe fest? Nur weil der folgende Konsonant in Formen wie מַלְכֵי kein Dageš hat (S. 31). Er teilt aber nicht mit, warum er die einstimmige Ansicht der Lin-

guisten verwirft, nach der der Vokal, der einmal die Spirantierung verursachte, geschwunden ist, aber die spirantische Aussprache sich dennoch behauptet hat: **malakē* > **malaḵē* > *malḵē*[1].

Auch die Vorstellung von der „virtuellen Verdoppelung" begegnet uns hier noch. Die Laryngale werden zwar (S. 59 f.) in dem Hebr., das wir kennen, nicht mehr verdoppelt, aber sie können „eine schwache oder virtuelle Verdoppelung, d. h. eine mittlere Länge" haben. Verdoppelung eines Konsonanten besagt aber bekanntlich, daß der Konsonant sich auf zwei Silben verteilt, so daß die Silbengrenze in seinem Innern liegt. Entweder ist also der Konsonant verdoppelt oder nicht; ein Drittes gibt es nicht. Etwas ganz anderes ist es wiederum, daß ein nicht verdoppelter Konsonant doch lang sein kann. Für diese Erscheinung gibt es viele Beispiele im Schwedischen: in *kall* ist das *l* lang, aber natürlich einfach (in *kalla* ist es verdoppelt).

Seine überraschende Vermutung, daß א in Wörtern wie אָמַר oder בֵּאֵר nicht gesprochen worden sei, begründet er (S. 65) mit der phonetischen Erwägung, daß es befremdend sei, wenn א, das am Ende des Wortes gefallen ist, doch am Anfang des Wortes oder der Silbe geblieben wäre, denn es sei viel leichter, das א am Ende als im Anfang zu sprechen. Gerade das Gegenteil ist richtig. So tritt dieser Laut im Deutschen, obschon in der Schrift unbezeichnet, fast vor jedem Anfangsvokal ein, aber (fast) nie am Wortende. Die Dänen haben diesen Laut auch nach Vokalen, und ihre Nachbarn lernen nur mit Mühe, solche dänische Wörter zu sprechen.

Bei seinen Ausführungen über die Entwicklung der hebr. Wortformen hat Joüon neben einzelnen, etwa von Nöldeke oder Brockelmann hergenommenen Sätzen, die er geglaubt hat gebrauchen zu können, immer wieder altererbte oder eigene Hypothesen vorgebracht. Ich habe mir bei jedem § der Formenlehre allerlei Notizen gemacht, muß mich aber leider auf einige Bemerkungen beschränken, die sich ganz kurz darstellen lassen. Die tiefgreifendsten würden zu viel Raum beanspruchen.

Es ist aus phonetischen Gründen sehr unwahrscheinlich, daß ein *o* durch den Pausaldruck zu *å* werden könnte (S. 80). Formen wie שָׁכַלְתִּי und שָׁכָלְתִּי sind nebeneinander vorkommende Bildungen, von denen die eine nur im Kontext, die andere nur in der Pausa angetroffen wird, und zwar aus Gründen, die bei den zehn betreffenden Wörtern zum Teil verschieden sind[1]. — Die urspr. Form des hebr. Artikels ist nicht *ha* (mit kurzem *a*) (S. 84), denn dieses Demonstrativ läßt sich von dem in fast allen sem. Sprachen auftretenden Dem.-Element *hā* nicht trennen[2]. — Die Mask.-Form זֶה stammt nicht aus einem *zā* (wie das fem. *zō-t*) (S. 86), denn eine solche Entwicklung gibt es im Hebr. überhaupt nicht. *zē* entsteht lautgesetzlich[3] aus **ðī*, das im Arab. als Fem. dient[4]. — Die Ursache dazu, daß die 1. Pl. des „Parfait inverti" nicht וְקָטַלְנוּ lautet, ist doch klar (vgl. S. 101): וְקָטַלְתִּי und וְקָטַלְתָּ wie אָנֹכִי und אַתָּה, aber וְקָטַלְנוּ nach אֲנַחְנוּ. — Joüon hat die Auffassung Bauers mißverstanden, wenn er sagt (S. 107), daß, nach gewissen modernen Philologen, „l'impérativ a précédé le futur". Ein protosemitisches **qutul* wurde, nach Bauer[5], zugleich als Imp. und Inf. gebraucht und durch einfache Vorsetzung des Pers.-Pronomens konjugiert. Vergl. engl. „speak!", „to speak", „I speak". — Warum soll denn das *a* in קָטַל nicht das urspr. *a* sein, sondern eine „Schwächung" des *e* von קֶטֶל (S. 116)? Die Form hat ja auch nach Joüon urspr. ein *a* gehabt (**qattál*), das (jedoch nur in der tib. Überlieferung) unter dem Einfluß des „Futurums" mit einem *e* vertauscht worden ist. Wie sollte aber das schallschwächere *e* zu dem schallstärkeren *a* „geschwächt" worden sein! In der Tat stehn beide Formen, das ältere קָטַל und das neugebildete קֶטֶל, im Sprachgebrauch neben einander. — יִמְצָא steht, nach Joüon (S. 154), für **יִמְצַא* und hat sein *a* nach Analogie von **yiglaʾ* (woraus יִגְלֶה) erhalten. Ein Vergleich mit den übrigen sem. Sprachen hätte ihm aber gezeigt, daß die Verba tertiae laryngalis (und also auch ל״א) schon im Ursem. im „Futur" *a*-Vokal erhalten haben[6], obschon einige wenige später umgebildet wurden (wie im Hebr. יֵצֵא nach יֵשֵׁב). — Er erklärt גָּלָה aus **galaʾ* (S. 158) und wundert sich mit Recht, daß dieses **galaʾ* nicht **gālē* ergeben hat. Hätte ihm das nicht sagen sollen, daß die Linguisten doch Recht haben werden, wenn sie, wie קָטַל aus **qótala*, so גָּלָה aus **gálaʾa* er-

1) Etwas anderes ist es, daß in vereinzelten Fällen zur Erleichterung der Aussprache ein Hilfsvokal eingeschoben werden konnte, wie z. B. in בִּגְרִי *biǧᵉðî*.

1) Le Monde Oriental 1909 174 ff.
2) Brockelmann, Grundriß I 316.
3) Ebenda, 144.
4) Eb., 321.
5) Tempora, S. 8.
6) Brock., Gr. I 194.

klären! Diese Form wurde nämlich, durch die ursem. Halbvokalelision[1], zu **gálā*, woraus גָּלָה. — Sein Versuch, den Inf. גְּלוֹת zu erklären (S. 159), ist ein Schulbeispiel dafür, wie falsche Namen irreführen können: „Peut-être la langue, considérant l'inf. abs. comme une sorte de nom à l'état abs., et l'inf. cstr. comme une sorte de nom à l'état cstr., aura-t-elle associé גְּלוֹת à גָּלֹה, comme p. ex. שְׁנָת à שָׁנָה". Die Namen Inf. abs. und Inf. cstr. (welch letzterer ja sowohl im St. abs. als im St. cstr. stehen kann) haben ja mit den Status des Nomens überhaupt nichts zu tun. Man sollte doch die von Stade eingeführten Namen, starrer Inf., bzw. (gewöhnlicher) Inf., annehmen. — In יָבוֹא soll (S. 173) das *ō* aus dem *u* der Tätigkeitsverba stammen, „das aus einem besonderen Grunde hier nicht zu *ū* geworden ist", während doch das akk. *ibā'* klar zeigt, daß יָבוֹא aus **jabā'* entstanden ist.

Zur Syntax nur eine Bemerkung. Die Kategorien verbe d'action und verbe d'état, actif und statif, mit denen Joüon, zum Teil in Anlehnung an die indog. Grammatik, in der Tempuslehre operiert, sind zu Unrecht in die hebr. Verhältnisse hineingetragen. Im Slavischen, worauf der Verf. Bezug nimmt, haben ja die sog. Aspekte oder Aktionsarten eine ganz bestimmte Form, woran sie unzweifelhaft zu erkennen sind; יְהָוֶה aber hat doch, nach Joüon (S. 294), als verbe d'action und als verbe d'état genau die gleiche Form, d. h. die Aspekte werden eben im Hebr. nicht ausgedrückt.

Kittel, Rudolf: **Die hellenistische Mysterienreligion und das Alte Testament.** Stuttgart: W. Kohlhammer 1924. (IV, 100 S.) gr. 8°. = Beiträge zur Wissenschaft vom Alten Testament. Neue Folge, Heft 7. Rm. 3.60. Bespr. von Joh. Hempel, Greifswald.

Seine Studien über alexandrinische Feste und ihre Beziehungen zum AT., die uns bereits für das Adonisfest wertvolle Bereicherung geschenkt haben (OLZ 1924, 385 ff., DLZ 1925, 431 ff.), setzt Kittel in der vorliegenden Schrift für die Feste des 25. XII. und 6. I. fort. Das erstere wird, vor allem an der Hand des Epiphanius, aber auch des Hippolyt und des Kosmas von Jerusalem, als Geburtsfest des Helioskindes aus der Jungfrau (Jes. 7, 14 LXX Παρθένος), der 6. I. als Tag des Gottes Aion (LXX'el 'ōlam = θεὸς αἰώνιος) bestimmt, und zwar als Feste ausgesprochen mystischen Charakters. „Wurzeln und Vorstufen" dieser Feste liegen in der — freilich nur durch das Medium der spätbabylonischen Religion wirksamen — indoarischen Prajapati-Zrvan-Lehre auf der einen, in den ägyptischen Osirismysterien auf der andern Seite. Was brachten nun aber die nach 320 in hellen Haufen nach Alexandria strömenden Juden mit? Den Glauben 1. an das jungfraugeborene Gotteskind als Bringer der neuen Paradieszeit, 2. an die enge Verbindung von Gott und Zeit, 3. an die enge Vereinigung von Gott und Mensch im König und im Propheten, 4. an die kultische Gottesschau und die durch sie gesicherte Unsterblichkeit. (Vgl. jetzt ZDMG 1924, 82 ff.).

Man erkennt ohne weiteres die Bedeutung der K.'schen Ausführungen nicht nur für die allgemeine Religionsgeschichte, sondern auch für die at.liche Wissenschaft. Mit der Stellung des Jesaja zum Mythos, der Gottesschau im Kultus, der Jungfrauengeburt des Erretters werden zentrale Probleme aufgegriffen. Vor allem ist die Sicherheit hervorzuheben, mit der K. in der von ihm geleisteten religionsgeschichtlichen Arbeit den Eigenbesitz Israels in dem Gedanken der Weltvollendung, in der Verbindung von Mythos und Ethos, und in dem Gottesbesitz als der Unsterblichkeit und vollends der Schau des Gottesbildes übergeordnetem Gute heraushebt. Überraschen wird vielleicht, wieviel enger nach K.s Einzelausführungen die Beziehungen zwischen Israel und Ägypten im Vergleich zu den israelitisch-babylonischen in vorhellenistischer Zeit erscheinen. Ich glaube, man kann das nur unterstreichen. Die Geburt des Sonnenkindes von der Himmelsgöttin ist ein spezifisch ägyptischer, bisweilen ja mit nicht zu übertreffender Realistik dargestellter Glaube. Im babylonisch-vorderasiatischen Kreise hingegen begegnet ikonographisch die Mutter bald als Tierherrin (ZAW 42, 74 ff.), bald als Ährenträgerin, aber, so weit ich sehe, nie in Beziehung zur Sonne. Die Mutter des Šamaš (Ningal) spielt im Kult gar keine Rolle. (Allerdings vgl. jetzt Zimmern ZA 1924, 239.) Auch in den 5 Siegeln des Aion-Bildes bei Epiphanius möchte ich einen ägyptischen Einschlag sehen und an die 5 Namen der Königstitulatur erinnern; sollte in dem berühmten לִמרבה Jes. 9, 6 nicht vielleicht doch mehr stecken als eine Dittographie des לם von שָׁלֹם, vielleicht ein 5. Name, sodaß wir für den Aufbau des Namens des יֶלֶד ein ägyptisches Schema gewännen? Endlich aber — und hier weiche ich von Kittel ab — vermag ich auch den Gedanken der jungfräulichen Mutter solange aus der babylonischen Astronomie nicht abzulesen, als nicht für die Spica ein entsprechender babylonischer Name nachgewiesen wird. (Auch für Arabien genügt mir die Gleichung Χααβου-

1) Eb., 57.

Ka'ibe nicht völlig.) Neben der LXX aber belegt für das ägyptische Judentum Philo (vgl. Leisegang, Pneuma hagion 43ff.; Norden, Geburt des Kindes 78 ff.) den dem Altägyptischen wie dem rabbinischen Judentum (und daher doch wohl auch der älteren palästinensischen Entwicklung) gleich fremden Gedanken der Jungfrauengeburt des Erretters. Stellt dieser Gedanke nicht doch vielleicht einen hellenischen Einschlag im Hellenismus dar? Angesichts gerade der von K. betonten Beziehung Eleusis-Alexandria würde ich ihn immer noch in Eleusis aus der Verbindung der Πότνια (ἰσχυρά, Βριμώ) mit der jungfräulichen Burgherrin von Athen entstanden denken, bevor man in der Perserzeit mit der babylonischen Astrologie in Berührung kam und nun in der ährentragenden Göttin (Meißner, Bab. u. Ass. I, Abb. 45) die Παρθένος wiederfand.

Ich vermag also den voralexandrinisch-jüdischen Ursprung des Glaubens an die Geburt des Erretters aus der Jungfrau noch nicht als gesichert anzusehen, sehe aber ein Hauptverdienst der Kittelschen Arbeit darin, nachdrücklich auf die Probleme der Beziehungen zwischen israelitischer und ägyptischer Religion in vorhellenistischer Zeit hingewiesen zu haben. Ohne diese Beziehungen erklärt sich das spätere alexandrinische Judentum nicht zureichend.

Es ist hier nicht der Ort, Einzelheiten der Exegese zu erörtern; auf die Beziehung von Gott und Mensch komme ich an anderer Stelle zurück. Was aber noch ganz besonders hervorgehoben werden muß, ist der Nachweis eines schon in den alten Erzählungsschichten sich findenden Schemas der Erretterverkündigung. Wir harren des 3. Bandes der „Geschichte des Volkes Israel"!

Smith, J. M. Powis: **The Prophets and their Times.** Chicago: The University of Chicago Press. (IX, 277 S.) kl. 8°. $ 2.25. Bespr. von Max Löhr, Königsberg i. Pr.

Unter Benutzung englischer und deutscher Vorarbeiten gibt der Verf. eine Darstellung der Wirksamkeit der israelitischen Propheten auf dem Hintergrund der politischen Schicksale und der sozialen Entwicklung Israels. Das Buch ist von streng wissenschaftlichem Standpunkt aus geschrieben, und wenn sich der Verf. auch seinen Vorgängern, wie er selbst sagt, reichlich verpflichtet fühlt, so fehlt doch seiner Darstellung keineswegs die persönliche Note. Ref. wie mancher Fachgenosse wird hier und da in der literarkritischen Beurteilung eines prophetischen Abschnittes wie demgemäß auch in seiner Interpretation von der Ansicht des Verf. abweichen; das tut aber dem wissenschaftlichen Ernst und Wert der vorliegenden Monographie keinen Abbruch. Der Verf. beginnt mit den ekstatischen Propheten (I: the sons of the prophets) und schließt mit dem Buche Daniel (XVI: Daniel and the Maccabees). Dazwischen liegen folgende Kapitel: II: prophetic leaders and the united kingdom — Debora, Samuel, Gad, Nathan. III: prophecy and the Syrian wars — Ahija, Jehu, Sohn des Hanani, Elija, Elisa. IV: Amos and Hosea. V: the Assyrian Peril: from Tiglath-Pileser to Sargon. VI: the Assyrian Peril: from Sargon to Sennacherib. VII: the prophets and the Scythians. VIII: vengeance and faith — Nahum. Habakuk. IX: Jeremiah and the fall of Jerusalem. X: the father of Iudaism — Ezechiel. XI: the rise of Persia and the unknown voice — Dtisa. XII: premature messianic hopes — Hagg. Zacharias I. Jes. 9 u. 11. XIII: the cry for vengeance — Jes. 56—66. Ob. Mal. XIV: a call to world-wide service — Jona. XV: a new outburst of prophecy — Joel. Zacharias II. Jes. 24—27. Sachregister und Stellenverzeichnis fehlen selbstverständlich nicht.

Skinner, John: **Prophecy and Religion.** Studies in the life of Jeremiah. Cambridge: University Press 1922. (VIII, 360 S.) 8°. 12 sh. 6 d. Bespr. von Ludwig Köhler, Zürich.

Skinner ist vor einigen Monaten unerwartet einem Schlage erlegen; so ist dieses Buch, das uns verspätet zugegangen, sein Vermächtnis, denn den Druck hinterlassener Manuskripte hat er verboten. Es ist eine reife Frucht, die weit über die nur gelegentliche Einzelexegese hinaus zu einer lang bedachten Gesamtauffassung vordringt, wie wir ihresgleichen nicht besitzen. Über den Inhalt unterrichten am besten die Kapitelüberschriften: 1. Einleitung. Die Stellung der Prophetie in der israelitischen Religion. 2. Vorherbestimmung und Berufung. 3. Die Gefahr von Norden. 4. Israels zwei Religionen. 5. Der nationale Bußruf. 6. Jeremia und das Deuteronomium. 7. Auf Reformbahnen. 8. Der Prophet als Prüfer. 9. Unwirklicher Kult. Tempel und Opfer. 10. Prophetische Eingebung. 11. Persönliche Frömmigkeit. Das Innenleben Jeremias. 12. Der neue Feind von Norden. 13. Der Weg zum Leben und der Weg zum Tode. 14. Mit dem Rest in Mizpa. 15. Die Zukunft der Religion: a) Der Brief an die Verbannten. 16. b) Die Wiederherstellung Israels. 17. c) Der messianische König. 18. d) Der neue Bund. 19. Jeremias letzte Tage. In ZAW 1925, 141—47 hat Greßmann eine Auseinandersetzung mit Volz und Skinner über einen Jeremiatext veröffentlicht, die geeignet ist, Skinners Art deutlich darzutun.

Farley, W. J., M. A., B. D.: **The Progress of Prophecy.** A study of Hebrew Prophecy in its Historical development. London: The Religious Tract Society 1925. (XVI, 322 S.) 8°. 6 sh. Bespr. von Curt Kuhl in Suhl.

Der Herr Verfasser hat seine Studie über den israelitischen Prophetismus geschrieben in der Absicht und Hoffnung, daß „a plain account of Old Testament prophecy in the light of modern scholarship may be helpful to the ordinary Bible reader, and perhaps in some ways useful even to teachers of Holy Scripture, theological students and preachers." Es ist ihm trefflich gelungen, diesem Zweck gerecht zu werden, da F. nicht in den Fehler so vieler populärer Darstellungen verfallen ist, welche aus dem Bestreben nach Verständlichkeit und Volkstümlichkeit die Probleme abschwächen und verwischen, daß so dem Leser ein einseitiges Bild gezeichnet wird, welches sich durch Unkompliziertheit auszeichnet. In geschickter Weise, durch Exkurse und Anmerkungen, versteht es F., den Leser überall in die Probleme und Fragenkomplexe, die mit dem Atlichen Prophetismus zusammenhängen, aufs beste einzuführen, ohne daß dadurch die Lesbarkeit und Verständlichkeit des gut geschriebenen Textes irgendwie Schaden nimmt. Die geschichtlichen Voraussetzungen für das Verständnis des Prophetismus werden ausführlich skizziert. Verf. steht auf modern-kritischem Standpunkt, und es ist mit Freude festzustellen, in wie weitem Umfange neue Gesichtspunkte der Wissenschaft verwertet sind. In Einzelheiten wird man mit F. hier und da zu rechten haben. So ist ihm entgangen die von Duhm (vgl. auch Procksch) vorgetragene These zu Hab 1, 6 (lies: „Chittäer" statt „Chaldäer"), die von Sellin weiter ausgebaut worden ist (2, 5 lies „der Grieche" statt „Wein"), wonach Hab in die Zeit Alexanders gegen 335/31 anzusetzen wäre. Auch bei Joel wäre zu sprechen gewesen von einem Kern und dessen apokalyptischer Weitergestaltung. Deuterojes ist hinter Jes behandelt, während sein Platz besser hinter Ez gehörte; ebenso hätten Jes 56/66, die als Anhang betrachtet sind (S. 83), als Tritojes gewürdigt werden können. Für Jesajas Berufung darf man wohl nicht von dem stark gefärbten Bericht 2. Chron 26, besonders Vers 16/20, ausgehen, dessen priesterliche Tendenz unverkennbar ist. Jes 21, 11 (S. 145) gehört in spätere Zeit. „Der Menschensohn" erscheint als Titel nicht zuerst bei Henoch (und IV. Esra 13), sondern geht auf Dan 7 zurück, weshalb gerade dieses Buch wegen dieses besonderen Ausdrucks eine Würdigung für sich beanspruchen darf. Zur Frage der Verehrung fremder Götter (S. 35) hätte auf I. Reg 11, 7 (II. Reg 23, 13) auf Salomo verwiesen werden müssen, für den dynastische Interessen und politische Motive maßgebend waren.

Die Botschaft der Proph. an ihre Zeit und ihre Gedanken von bleibendem Wert sind gut herausgearbeitet. Die Tendenz des Buches geht dahin, zu zeigen „the progress of Hebrew prophecy until its culmination in Jesus Christus, who is at once the goal of this recorded religious development and the standard, by which it may at all stages be estimated." Wenn Verf. auch S. 300 den Begriff „progress" wieder einschränkt, so ist aufs Ganze gesehen damit doch in die historische Darstellung ein dogmatisches Moment hineingetragen, das den Verf. dahin bringt, dem Unterschied zwischen AT und NT viel von seiner Schärfe zu nehmen, die prophetischen Aussagen über Gott überdeutlich herauszuarbeiten und das Eschatologische bei den Propheten zu unterschätzen. Aber abgesehen davon ist das Buch durchaus verdienstvoll. Ein (wenn auch sehr knappes) Register und eine Zeittafel, die nicht immer ganz mit dem Text übereinstimmt, erhöhen die Brauchbarkeit des Buches für den Laien. Modern-politische Entgleisungen (wie S. 116) wären besser unterblieben. Dadurch wäre Raum gewonnen für eine Würdigung Jer.s als Redner, für eine Behandlung der Visionen und symbolischen Handlungen bei Jer und Ez und eine Erwähnung von Ez 38/39.

Grimme, Hubert: **Der Koran.** Ausgewählt, angeordnet und im Metrum des Originals übertragen. Paderborn: F. Schöningh 1923. (228 S.) 8°. = Dokumente der Religion, VIII. Bd. Rm. 2.85.

Mahomet: Le Coran. Traduction nouvelle avec notes d'un choix de Sourates précédées d'une Introduction au Coran par Edouard Montet. Paris: Payot 1925. (270 S.) 8°. Fr. 12 —. Bespr. von J. Hell, Erlangen.

So zahlreich die Versuche sind, die abendländischen Völker mit dem heiligen Buche des Islam vertraut zu machen — es gibt noch keine Übersetzung, die dem des Arabischen unkundigen Leser ein nach jeder Seite getreues Abbild des Urtextes böte. In den meisten Fällen führt das Bestreben, den wörtlichen Inhalt möglichst genau wiederzugeben, zu einer Verwischung des literarischen Gepräges. Wo umgekehrt der literarische Eindruck durch die Übersetzung erzielt werden soll, ist ein Verzicht auf wörtliche Treue unvermeidlich. Das Mißfallen an der Weitschweifigkeit und Unübersichtlichkeit des Urtextes führt immer wieder zu Kürzungen und Gruppierungen des Inhalts, die zwar den Reiz der Übersetzung erhöhen, aber nur um den Preis der Echtheit.

Es gehört großer Mut dazu, den Versuch zu unternehmen, eine Übersetzung zu liefern,

die „nur Stellen von besonderer Wichtigkeit und Schönheit", „Stellen von bleibendem Wert" bietet, und diese unter zwei weitauseinanderliegenden Gesichtspunkten, dem genetischen und dem ästhetischen, gewonnene Auslese zu einem ganz neuen Bilde zu gruppieren, das zeigt „wie Muhammed in der ganzen Zeit seiner Tätigkeit als Prophet ein Werdender blieb ..". H. Grimme wagt diesen Versuch; ja, er stellt sich gleichzeitig auch noch die Aufgabe „bei der Übersetzung des Korans das Prinzip seiner Metrisierung und Rhythmisierung durchzuführen, soweit es ohne Zwang möglich ist". Seine Vorstellung von der Rhythmik des koranischen Textes gewinnt G. durch Heranziehung der maġrebinischen Lesart und durch eine den Forderungen der Koranphilologie Rechnung tragende Textkritik, deren Ergebnisse in der Übersetzung als Textänderungen deutlich kennbar gemacht werden.

G.s Versuch zeigt klar — und das allein ist schon ein Verdienst — wie vielseitig die zu lösenden Aufgaben des Koranübersetzers sind und wie unerreichbar die gleichzeitige Lösung dieser Schwierigkeiten ist. Was G. schließlich bietet, ist kein Abbild des Korans mehr, sondern eine auf gründlichster Kenntnis der Probleme und Methoden der Koranwissenschaft beruhende Rekonstruktion des Lehrsystems Muhammeds aus einem Drittel aller Koranverse. Als solche Rekonstruktion und als ein kühner Versuch, gleichzeitig die dem Koran eigene ästhetische Wirkung der Sprache, der Reime und des Rhythmus zu veranschaulichen, verdient G.'s Arbeit hohe Beachtung, und sie bringt nicht nur dem Laien, sondern auch dem Fachmann reichliche Anregung und Förderung. Daß ein so verwickelter Versuch auf den ersten Hieb vollkommen gelinge, kann nicht erwartet werden.

Die Verquickung der Textkritik mit einer für Laien bestimmten Übersetzung wirkt vielfach störend. Die von G. angenommenen rhythmischen Gesetze werden noch gründlich nachzuprüfen sein und können wohl kaum als „Metrum des Korans" bezeichnet werden. Wie weit die Freiheit der Übersetzung gehen darf, um eine angenommene literarische Form darzustellen, wird immer strittig bleiben. Als Ganzes aber wird sich die Arbeit Grimmes in der Reihe der Versuche, „die Seele des Islam aufzuschließen" ehrenvoll behaupten als ein Dokument gründlichster Sachkenntnis und als ein Schritt nach vorwärts.

Weniger vielseitig ist die Aufgabe, die sich der Genfer Islamitist Edouard Montet als Koranübersetzer stellt. Auch er bietet nur eine Auswahl von Suren; auch sein Buch ist für einen weiteren Kreis gebildeter Leser bestimmt. Wenn er aber im Vorwort seine Arbeit als „un essai d'application de la méthode scientifique et critique" bezeichnet und von sich sagt „nous croyons être un des premiers à tenter un examen textuel", so kommt dabei die Bedeutung der geleisteten Vorarbeiten im Verhältnis zu seinen Zutaten doch in ein schiefes Licht. Was Montet bietet, ist eine dem derzeitigen Stand der Koranwissenschaft entsprechende, in Einzelheiten auch selbständige Übersetzung von zwanzig Suren, deren Auswahl unter verschiedenen, z. T. aktuellen Gesichtspunkten getroffen ist. Daß die ausgewählten Suren ungekürzt wiedergegeben werden, ist ein Vorteil. Die einleitenden Bemerkungen zu den einzelnen Suren beruhen in der Hauptsache auf Nöldeke-Schwally, die knappen Fußnoten verraten die Kenntnis der Korankommentare und des lebendigen Orients. Der Übersetzung geht eine Einleitung (S. 11—72) voraus, die nichts weiter sein will als „une simple étude de vulgarisation scientifique". Als solche ist sie geschickt und einwandfrei, wenn man auch die Meinung des Verfassers nicht in Allem teilen wird.

Die edle Sprache und wohlüberlegte Wörtlichkeit der Übersetzung dürften dem gebildeten Leser den literarischen Eindruck des Urtextes ziemlich getreu vermitteln, obwohl auf jede Wiedergabe der gebundenen Redeform verzichtet wird.

A Catalogue of the Persian Printed Books in the British Museum. Compiled by Edward Edwards. London 1922. (968 S.) 4°. £ 5. 5.—. Bespr. von Jos. Horovitz, Frankfurt a. M.

Unter den im British Museum aufbewahrten Sammlungen orientalischer Druckwerke ist die persische Abteilung eine der reichhaltigsten, und wohl nirgends sind die persischen Drucke und Lithographien in solcher Vollständigkeit zu finden. Bei der Durchsicht des mit musterhafter Genauigkeit gearbeiteten Katalogs tritt immer wieder hervor, wie unendlich viel mehr als die persischen, die indischen Druckereien für die Verbreitung des persischen Schrifttums getan haben. Das gilt keineswegs nur für die zahlreichen Schriften indischer Verfasser (aufgefallen ist mir das Fehlen der in Delhi o. J. erschienenen lithographischen Ausgabe der Futūḥāti Firōzschāhī) oder solche, die sich auf indische Verhältnisse beziehen, sondern nicht minder auch für die persischen Klassiker. Die Zahl der in Persien erschienenen Ausgaben von Werken des Hafiz, Jalaluddin Rumi oder Sadi kann keinen Vergleich aushalten mit der der in Indien veröffentlichten und meist mit Randnoten oder Kommentaren, häufig auch mit Über-

setzung ins Urdu oder ins Englische versehenen Ausgaben. Das Persische ist ja in Indien bis ins dritte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts hinein als Verwaltungsprache in Verwendung geblieben; das Studium der persischen Literatur war während des ganzen 19. Jahrhunderts nicht nur bei den Muhammedanern und den Parsis allgemein verbreitet, auch zahlreiche Hindus und Sikhs waren wohl mit ihr vertraut, und bei den Schülern und Studenten gehört auch heute noch unter den für die Examina zur Wahl stehenden „Klassischen Sprachen" das Persische zu den beliebtesten. Der Katalog berücksichtigt nicht nur die persischen Texte, sondern ebenso alle sonst für das Studium der neupersischen Literatur und Sprache in Betracht kommenden Veröffentlichungen (merkwürdigerweise fehlt Lumsden, A Grammar of the Persian Language, 2 Bde. Calcutta 1810) und gibt über den Umfang dieses Schrifttums einen Überblick, wie er sonst nirgends zu gewinnen ist. Dieser Überblick wird noch bedeutend erleichtert durch den beigefügten Select Subject Index, der auf den Index der Titel folgt.

Neugebauer, Rudolf, und Julius **Orendi: Handbuch der orientalischen Teppichkunde.** Mit einer Einführung von Richard Graul. 152 teilweise ganzseitige Textabb. 1 Titelblatt, 16 mehrfarbige Tafeln, 12 Motivblätter, 1 Karte. Leipzig: Karl W. Hiersemann 1923. (XII, 246 S.) 8° = Hiersemanns Handbücher Band IV. Rm. 6—. Bespr. von K. Wulzinger, Karlsruhe.

Es hat sich seit der 1. Auflage des Jahres 1909 nichts geändert. Das Papier ist im vorliegenden Abdruck etwas schlechter und die Autotypien sind dementsprechend flauer. Allein die große Verbreitung beweist schon, daß das Buch auch heute noch dem Bedürfnis nachkommt, dem Sammler und Liebhaber orientalischer Teppiche, insbesondere der neueren Zeit, ein Leitfaden und Ratgeber zu sein. Zudem ist der Preis des Buches in Anbetracht der zahlreichen Farbtafeln ein niederer.

Kreyenborg, Herman: **The Seasons:** A Descriptive Poem, by **Cálidás.** In the Original Sanscrit. Der älteste indische Druck eines Sanskrittextes in Faksimile mit einem Geleitwort neu herausgegeben. Hannover: Heinz Lafaire 1924. (XIV, 63 S.) 8°. Rm. 7.50. Bespr. von E. Waldschmidt, Berlin.

Vier Gründe haben Kreyenborg veranlaßt, einen Faksimile-Neudruck des ältesten von William Jones 1792 geschaffenen Druckes von Kālidāsas Ṛtusaṃhāra herauszugeben: der wissenschaftliche Wert, die große Seltenheit, der vorzügliche Erhaltungszustand des Originalexemplars der Preußischen Staatsbibliothek und „die Bedeutung dieser ältesten Sanskrit-Inkunabel für die Geschichte der Buchdruckerkunst überhaupt und für die Geschichte des indischen Buchdrucks im besonderen". Der Druck der Erstausgabe geschah in Bengālī-Typen. Ein Eingehen auf die Fülle interessanter Einzelheiten des Rein-Typographischen, auf die merkwürdigen Eigenheiten der Orthographie und viele andere bemerkenswerte Besonderheiten der „Seasons" behält sich Kreyenborg für eine Spezialabhandlung vor.

Das, Rajani Kanta: **Factory Legislation in India.** With an Introduction by John R. Commons. Berlin: W. de Gruyter & Co. 1923. (XVI, 192 S.) 8°. Rm. 6—. Bespr. von O. Stein, Prag.

In einer Reihe von Werken (s. OLZ 1924, Sp. 327 ff.) hat sich der Verf. als Spezialist für die indische Arbeiterbewegung erwiesen. In diesem Buche, das auf das Jahr 1916 zurückgeht, — beigefügt ist nur das 5. Kapitel über den Factory Act von 1922 — setzt er seine Forschungen fort.

Aus Quellen, die teils schwer zugänglich, teils nur mühsam zu sammeln sind, ist ein Material zusammengetragen, das für die Geschichte der indischen Arbeiter-Gesetzgebung ebenso wichtig wie für die Geschichte der Industrie in Indien interessant ist. (So wurde z. B. die erste mit Dampf betriebene Fabrik 1863 in Bombay eröffnet.) Jene Debatten und Gesetze, Pressenachrichten, Petitionen und Kommissionsberichte, die Das wiedergibt, bilden die Etappen in der industriellen Entwicklung Indiens. Sie sind aber auch kennzeichnend für die Stellungnahme der englischen Industrie zu dem großen Problem der Industrialisierung der Kolonie; daß dabei die internationalen Vereinbarungen, wie die Berliner Konferenz 1890, noch mehr zu den Schwierigkeiten, die die Regelung der Frauen- und Kinderarbeit in Indien hervorruft, beitrugen, ersieht man aus der Agitation, die sich an jene Konferenz in England und in Indien, sowohl von Seiten der Unternehmer als der Arbeiter, aber auch von Seiten der Philanthropen erhob. Der Factory Act, der am 1. Juli 1923 in Wirkung trat, hat vorläufig eine Lösung herbeigeführt: das Minimalalter für Kinder, die in Fabriken arbeiten, ist 9—12, das Maximalalter 14—15 Jahre, sie dürfen nicht mehr als 6 Stunden täglich, Erwachsene nicht mehr als 11 Stunden — oder 60 Stunden wöchentlich — arbeiten; endlich wurde auch gesetzlich ein Ruhetag in der Woche festgelegt, was für Indien deshalb wichtig war, da der Sonntag nicht jene Geltung besitzt wie in Europa. Das 6. Kapitel handelt von der Administrative; ein Inspektor ex officio der fabrikmäßigen Betriebe existiert schon seit 1912.

Trotz all dem bleibt das große Problem der indischen Arbeitergesetzgebung die Konkurrenz Englands, dessen Industrie entgegengesetzte Interessen verfolgt als Indien; dieses will in der Schaffung von Fabriken fortfahren, jenes Indien mehr als Lieferant der Rohstoffe und als Abnehmer der Produkte sehen. Die Gesetzgebung kann hier zwar vermittelnd eingreifen, aber die Lösung des Problems liegt doch wohl in der Entwicklung des politischen Problems England—Indien.

Köstenberger, Rudolf: **Sechs Jahre in Turkestan.** 2. Auflage. Graz: U. Moser 1925. (III, 107 S. und 7 Tafeln.) kl. 8°. Rm. 2.70. Bespr. von H. Goetz, Berlin.

Sechs Jahre in Turkestan! Man erwartet interessante Beiträge über Land und Leute. Aber nichts davon enthält Köstenbergers Buch; denn es sind Erinnerungen aus der sechsjährigen Kriegsgefangenschaft eines österreichischen gemeinen Soldaten in Russisch-Turkestan. Der Verfasser, seines Zeichens Buchdrucker, wurde mit seiner Maschinengewehr-Abteilung bei der Karpathen-Offensive von den Russen 1915 gefangengenommen und in dem Troitzkilager bei Taschkent interniert. Die nächsten zwei Jahre füllt die Geschichte der unsagbaren Leiden eines sich eintönig dahinschleppenden Lebens unter Hunger und Krankheit, wo der Tod die Gefangenen zu Abertausenden dahinrafft, während mit dem für sie bestimmten Gelde die russischen Offiziere ihre Taschen füllen. Die Revolution befreit sie; aber der Bürgerkrieg macht die Heimreise unmöglich und zwingt die Gefangenen zu einem jahrelangen Landsknechtsleben, bis der Sieg des Bolschewismus ihre endgültige Heimkehr sichert. Die Parteien spalten sich hier schon vor dem Sturz des alten Österreich. Von der Kerinski-Regierung wird die Tschechische Legion gegründet, auch die ungarischen Gefangenen lassen sich von ihr anwerben. Und deren Feindschaft treibt die Österreicher in die Arme der Bolschewisten. Köstenberger kämpft so mit seinen Landsleuten in der Roten Armee Turkestans, welches im Norden und Westen damals durch die Weißen Garden vom eigentlichen Rußland abgeschlossen ist. 1918 werden sie von den Sowjets nach Buchara geschickt, um den revoltierenden Emir zur Unterwerfung zu zwingen. Von da geht es mit dem Stepanowsky-Otrad nach Kuschka an der afghanischen Grenze, um das Kriegsmateriallager der dortigen Festung nach der Hauptstadt zu bringen, wobei im Gefangenenlager von Murghab der Haß der Nationen aus der Habsburgermonarchie sich in der Züchtigung des Lagerfeldwebels entlädt. Kaum ist dies erledigt, kommt die Truppe an die Samara-Front. Die rote Armee ist zu Orenburg von den Tschechen und Uralkosaken belagert, und die Taschkenter Truppen versuchen sie zu entsetzen. Nach einer Niederlage bei Mertwitowska bei Ilezk gelingt die Eroberung von Ak Bulak, und der Vorstoß hat wenigstens so weit Erfolg, als der Orenburger Garnison nunmehr der Durchbruch nach Westen gelingt. Große Opfer hat er gekostet, viele sind furchtbar von den Kosaken verstümmelt, Stepanow, der mit General Dutow verräterische Verhandlungen angeknüpft hatte, ist gelyncht worden. Der Weg zur Heimat aber bleibt nach wie vor durch die antibolschewistischen Armeen verschlossen. Nun setzt die Rote Regierung die Österreicher in Transkaspien ein, an der Strecke, die zum Kaspischen Meer, und von da über Baku und Batum nach Hause führt. Denn in Aschabad haben Weiße Garden die Macht an sich gerissen und werden von den Engländern von Persien her unterstützt. Zuerst gelingt es der Roten Armee, die Weißgardisten, denen sich die Stationen bis zum Amu Darya angeschlossen hatten, in steten Kämpfen bis nach Duschak an der persischen Grenze unweit Meschhed zurückzutreiben. Wieder Greuelszenen, wie vor Orenburg, Soldaten verstümmelt, Gefangene gemartert, ein afghanischer Condottieri, Aziz Chan, von der Tscheka hingerichtet. Bis die anglo-indische Übermacht General Mallisons die Räumung des Gebietes westlich des Amu erzwingt und der Umsturz in Taschkent die Truppen dort notwendig macht. Denn durch den Verrat des Kommissars Ossipow war die Stadt Taschkent gänzlich von Militär entblößt worden und konnte so leicht von einer Verschwörung ehemaliger zaristischer Offiziere besetzt werden; die Sowjetbehörden wurden erschossen, die Fronttruppen erhielten den Befehl zur Auflösung. Doch entsetzte deren Kommandeur Kolusaew die Reste der Roten Armee in der Stadt und schlug den Aufstand nieder; 3000 Menschen ließ er an die Wand stellen, mehrere Tausend andere verschwanden in den Gefängnissen. Inzwischen war Orenburg frei geworden, und die Österreicher in der Sowjetarmee drängten nunmehr auf ihre Entlassung in die Heimat. Aber Kasakow, der Präsident Turkestans, hatte wenig Lust, diese tüchtige „Fremdenlegion“ zu entlassen. Es kam zu einem Versuch, mit Gewalt die Heimreise zu erzwingen. Aber der Transport wurde nach einigen Stationen von russischer Miliz eingekreist, entwaffnet und in kleinen Trupps wieder der Roten Armee eingereiht; in den Kämpfen gegen Admiral Koltschak sind sie größtenteils aufgerieben worden. Köstenberger, welcher auch diesem Transport angehört hatte, war aber unterwegs

von einem bekannten Regimentsarzt gewarnt worden, hatte heimlich diesen verlassen und kehrte als Zivilist nach Taschkent zurück. Dort hat er noch ein Jahr als Drucker bei zwei bolschewistischen Zeitungen gearbeitet, bis er endlich durch die Nansenhilfe im Sommer 1920 über Moskau, Narwa und Stettin nach seiner Heimat Graz zurückkehren konnte. All dies wird knapp und schlicht erzählt, in einer Sprache, die in ihrer etwas hilflosen Unkompliziertheit und mit ihren Unarten des „Kaufmanns"-Deutsch, aber in ihrer peinlichen Klarheit den geistig interessierten Nicht-Intellektuellen verrät. Das ist aber auch der Charakter der Darstellung. Naiv wird alles hingenommen, kein Grübeln über die tieferen Gründe all der Ereignisse, keinerlei Stellungnahme oder Charakterisierung, keine weitere Beobachtung über den Kreis dessen, was von selbst an den Verfasser herantritt. Die Einstellung ist überwiegend probolschewistisch, aber mehr aus kritikloser Übernahme der offiziellen Auffassung als aus Überzeugung; denn das eigene Urteil über die Sowjetbehörden ist vernichtend. Beobachtungen über die Landesverhältnisse, die Bevölkerung und ihre Sitten finden sich kaum; was das Buch an solchen enthält, ist durchwegs den geläufigsten Handbüchern entnommen. Der Wert des Buches liegt daher einzig und allein in seinem Charakter als, wenn auch einseitiger, so doch tendenzloser und zuverlässiger Augenzeugen-Bericht aus den ersten Jahren der Bolschewistenherrschaft in Turkestan.

Elisséèv, Serge: **La Peinture contemporaine au Japon.** Paris: E. de Boccard 1923. (143 S. mit 81 photographischen Abbildungen.) gr. 8°. Bespr. von L. Rieß, Berlin.

Die Beteiligung japanischer Künstler an der Ausstellung der Société Nationale des Beaux-Arts in Paris von Mai bis Juli 1922 hat dem aus Tokio gekommenen Komitee Veranlassung gegeben, diese „Skizze über die moderne japanische Malerei" abfassen zu lassen. Der Autor ist ein Russe, der schon vor dem Weltkriege nach mehrjährigem Studium am Orientalischen Seminar in Berlin an der Universität Tokio sich eine gute Kenntnis japanischer Literatur und Kunst verschafft und den Doktortitel erworben hat.

In dem ersten Kapitel seiner Einführung gibt E. unter Hinweis auf die neuesten kunstgeschichtlichen Abhandlungen eine Reihe historischer Daten über die Entwicklung der japanischen Malerei seit dem Emporblühen der beiden Schulen von Tosa und Kano im 13. und 15. Jhdt. Er hebt dabei hervor, daß die chinesischen Einflüsse auch noch im 18. Jhdt. immer mehr Einfluß gewannen und weder von den naturalistischen Strebungen der Ukiyo-Schule noch von der durch die Holländer vermittelten Ölmalerei noch auch von der 1861 eingerichteten Schule für westliche Malerei erheblich betroffen wurden. Etwas ausführlicher geht der Verfasser auf die japanische Malerei in der Zeit von 1868—1900 ein. Er schreibt das Emporkommen europäischer Malweisen fremden Lehrmeistern, wie dem Engländer Charles Wirgman (1857—1891) und dem Italiener Antonio Fontanesi (1876—1883), einem Landschaftsmaler im Stile von Corot, zu. Dann kam ein Rückschlag zugunsten der nationalen und der chinesischen Malweisen. Japanische Maler, die sich für die westliche Kunst interessierten und bei europäischen Meistern in die Lehre gingen, fanden keine offizielle Anerkennung. Ihre Hauptvertreter waren N. Harada (gest. 1899), der in München bei Piloty studiert hatte, H. Yamamoto, von 1878—1884 ein Schüler des Malers Jérôme in Paris, und Marquis S. Kuroda, 1884—1893 in Paris unter Leitung von Raphaël Collin tätig. Diese Schrittmacher der westlichen Malerei hatten nach ihrer Rückkehr in die Heimat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Im dritten Kapitel über die charakteristischen Züge der modernen japanischen Malerei bemüht sich E., an der Hand der beigegebenen Abbildungen die Technik und traditionelle Auffassungsweise der japanischen Maler verständlich zu machen. Er berührt sich darin vielfach mit den „Stilanalysen als Einführung in die japanische Malerei" von William Cohn (Berlin 1908), die er aber nirgends zitiert. Häufig muß uns der Verfasser den dargestellten Gegenstand aus der Legende, einem Drama und selbst die Landschaft erst auseinander setzen, damit wir das Kunstwerk verstehen können. Dagegen ist vom Einfluß der westlichen Kunst meistens nur ein gewisser Realismus und die elementare Beachtung der Perspektive wahrzunehmen. Bilder, die völlig unter europäischem Einfluß stehen, namentlich die Ölgemälde, machen kaum noch einen japanischen Eindruck. Der Verfasser belehrt uns, daß sich die jungen Künstler in Japan den europäischen Strömungen des Kubismus und des Futurismus stark hingegeben haben, und daß einige von ihnen bloße Nachahmer des Picasso und des Matisse geworden sind. Als unmodern fällt auf den wenigen Abbildungen der hervorragendsten Werke zeitgenössischer japanischer Maler neuesten Stils die starke Hervorhebung der Konturen auf, die ja eigentlich der älteren japanischen Malweise nicht entspricht. Von den Farbenwirkungen, die bei den modernen japanischen

Malern eine größere Rolle spielen als bei den alten Meistern, kann man sich aus den beigegebenen einfarbigen Abbildungen keinen Begriff machen. Ein Namensverzeichnis und ein 10 Seiten umfassendes Sachregister sind beigegeben.

Kool, Catharina H.: **Das Kinderspiel im Indischen Archipel.** Inaug.-Diss. Zürich. Kempen: Thomas-Druckerei 1923. (144 S.) gr. 8°. Bespr. von F. Graebner, Köln.

Zweifellos eine fleißige Arbeit, die den Stoff aus der Literatur sehr gut zusammenträgt. Es ist aber eine Dissertation, und da verlangt man wissenschaftliche Durchdringung des Stoffes. Darin versagt die Verfasserin im Wesentlichen. Allerdings kann man ihr das nur sehr teilweise zum Vorwurfe machen. Denn man kann wohl mit Recht sagen, daß in der Ethnologie im ganzen die besten Arbeiten der Stoffsammlung gewidmet sind. Für eine weitergehende Behandlung fehlt den meisten Autoren eine Methode, den meisten sogar eine vernünftige Problematik. Da ist es denn nicht erstaunlich, wenn Verfasserin sich im wesentlichen auf eine populär-psychologische Interpretation beschränkt, wozu der Vergleich mit europäischen Kinderspielen besonders verführt. Kulturgeschichtliche Probleme fehlen so gut wie ganz. Positive Kenntnisse nach dieser Richtung treten denn auch selten genug hervor. Daß irgendeine allgemeine Erscheinung bei primitiven Völkern weit verbreitet ist, bleibt ein schlechter Anhaltspunkt. Daß das Tabu besonders nach Polynesien weist, bildet einen Höhepunkt dieser Kenntnisse. Dabei wird dann gleich an unmittelbaren Einfluß von Polynesien her gedacht, der ältere Zusammenhang des melanesischen Neuguinea mit Polynesien gar nicht erwähnt. Also, wie gesagt, tiefgründige Kenntnis der Ethnologie verrät die Arbeit nicht. Selbst die Begründung der Zusammenhänge mit China und Indien ist ziemlich oberflächlich. Beim Material vermisse ich ein Eingehen auf die malayischen Pantuns und das Steinchenspiel, über die beide H. Overbeck gehandelt hat.

Wagner, H., und E. **Debes: Schulwandkarte von Afrika**, physikalisch-politische Ausgabe; Maßstab 1:6 000 000. Leipzig: Wagner & Debes 1924. Rm. 10—. Bespr. von M. Friederichsen, Breslau.

Die Karte ist die vierte Auflage der H. Wagner und E. Debes'schen gut ausgeführten Schulwandkarte. Sie gibt ein klares und plastisches Bild der orohydrographischen Verhältnisse des gesamten Kontinents, sowie der Gliederung der benachbarten Meeresgebiete, deren Tiefen durch Schichtflächenkolorit, ebenso wie die Höhen des benachbarten Kontinents durch Höhenflächenkolorit gekennzeichnet sind. Die ehemals deutschen Kolonialgebiete sind durch eine besonders schraffierte Signatur herausgehoben. Die übrigen politischen Grenzlinien sind durch rote Linien in das physikalische Bild eingetragen, wodurch das Kartenbild zu einem „physikalisch-politischen" erweitert wurde.

Hedin, Alma: **Mein Bruder Sven.** Nach Briefen und Erinnerungen. Leipzig: F. A. Brockhaus 1925. (X, 410 S. m. 61 Abb.) gr. 8°. Rm. 15—. Bespr. von E. Tiessen, Charlottenburg.

Wieviele Fälle es in der Literaturgeschichte gegeben haben mag, in denen die Schwester zum Biographen eines berühmten Bruders wurde, weiß ich nicht. Sicher aber ist, daß dieser Fall: Alma und Sven Hedin zum wenigsten in vielen Hinsichten einzigartig ist. Er ist, möchte man fast sagen, ganz auf Liebe begründet, wie sie sich auch unter Geschwistern selten findet. Das könnte nun in puncto „Objektivität" bedenklich scheinen, aber hier ist die Vertiefung des gegenseitigen Verhältnisses soweit gediehen, daß auch sogar die Kritik sich in den Dienst der Liebe stellt, wie etwa der bedeutende Mensch seine Selbstkritik pflegt und gebraucht. Dazu kommt, daß es hier anscheinend nichts zu verbergen und nichts zu beschönigen gibt, obschon, nach dem bekannten „De mortuis nil nisi bene" zu schließen, das Schöntun in einer Biographie für einen Lebenden, zumal als Geburtstagsgabe, doppelt entschuldbar erschiene. Rein und klar wie das Landschaftsbild im Spiegel eines schwedischen Bergsees liegt dieser Lebensgang vor uns mit seinen hohen Gipfeln und auch mit seinen großen Tiefen. Da die Quelle der Schilderung zumeist aus Familienurkunden, also besonders aus den Briefen fließt, so war ein ungewöhnlicher Grad von Glück, Reinheit und Zuverlässigkeit des ganzen Hauses mit seiner näheren Umgebung die Vorbedingung für eine rückhaltlose Benutzung dieser Quelle. Und die Erfüllung dieser Bedingung, wie sie aus dem ganzen Buch spricht, ist eben das Außerordentliche an ihm. Der Mensch Sven Hedin mit seinem leidenschaftlichen Eintreten für alles Gute und Hohe im Hause und draußen, im Vaterland und in der weiteren Umwelt, mit seiner Kraft in der Freude und seiner Geduld im Leiden, tritt ebenwertig dem großen Reisenden und Forscher zur Seite, und wo man, hoffentlich noch in späten Zeiten, dies Buch als Lebensschilderung dieses seltenen Mannes schätzen wird, da wird auch die „Familie Hedin" fortleben als ein Vorbild von unvergänglichem Wert. Muß das überall in einer Besprechung dieses Werkes zunächst anerkannt und hervorgehoben werden, so interessiert an dieser Stelle selbstverständlich am meisten die Frage, was wir daraus an Neuem über die eigentliche Lebensarbeit Hedins erfahren, und zwar besonders, um diesen sehr weiten Begriff zu verengern, über die Entwicklung und den Ablauf seiner Forschertätigkeit. Der Gewinn ist sehr erheblich schon dadurch, daß alle Zusammenhänge auch in der An- und Ausspinnung der Pläne und Entwürfe gleichsam dokumentarisch bloßgelegt werden, was um so wertvoller ist, als Hedin über Unfertiges oder gar noch ganz Zukünftiges grundsätzlich niemals gesprochen hat. Es ist z. B. von hohem Reiz und auch von historischem Gewicht, nunmehr genau zu erfahren, wie von der hohen englischen Politik gegen seine letzte große Tibetreise gearbeitet wurde, und welchen Einfluß diese Hindernisse auf die Gestaltung der Reise ausübten. Ein zweites ist die Unmittelbarkeit der Stimmung, die in den Reisebriefen an die Eltern und andere Angehörige doch noch weit stärker herausleuchtet als den späteren Schilderungen, obgleich auch diese naturgemäß auf Tagebüchern aufgebaut sind.

Wen es gelüstet, den tibetischen Spuren Hedins zu folgen, wird hier noch genauer erfahren, welcher Summe an körperlicher und geistiger Tatkraft und an wissenschaftlicher, sprachlicher und „reisetechnischer" Durchbildung er bedarf. Ein drittes, woraus sich viel lernen läßt, ist die Aufklärung über die Entstehung der vielen, sehr verschiedenartigen und z. T. bekanntlich höchst umfangreichen und kostbaren Publikationen Hedins. Aber alles überwiegen wird doch die Freude, den nun Sechzigjährigen in seiner persönlichen Entwickelung zu erkennen, und das bleibt bei aller Fülle des Einzelinhalts der wichtigste Zweck und das vollkommen erreichte Ziel des Buches, dessen z. T. höchst persönlicher Bilderschmuck die Lebendigkeit des Worts glücklich ergänzt und steigert.

Zeitschriftenschau.

(Die Herren Verfasser von einschlägigen Aufsätzen, besonders in abgelegeneren Zeitschriften, werden, um ihre Aufnahme in die Zeitschriftenschau zu sichern, um Einsendung eines Sonderabzuges gebeten.)

* = Besprechung: der Besprecher steht in ( ).

Die Antike. Zeitschrift für Kunst und Kultur des klassischen Altertums, herausgegeben von Werner Jaeger. Band I Heft 1. Berlin: Walter de Gruyter & Co. 1925. (100 S.) 4°. Rm. 10 —.

Eine neue Zeitschrift — und wirklich etwas Neues; das will nicht wenig besagen. Die Einführung des Herausgebers sucht aus Betrachtungen über das Verhältnis der Deutschen zum klassischen Altertum den Punkt zu finden, „wo sich die so gewaltig erweiterte Erkenntnis des Altertums, die durch die wissenschaftliche Arbeit eines Jahrhunderts seit den Tagen des Klassizismus gewonnen wurde, unserer geistigen Bildung von Neuem organisch einfügen kann". Aber noch so kluge und feine Gedanken würden dem neuen Unternehmen kein Lebensrecht gewähren; auf die Ausführung kommt es an. Und die erste Probe, das darf man bekennen, hat „Die Antike" bestanden. Eine solche Folge guter, z. T. ausgezeichneter Arbeiten in geschmackvoller Sprache wird man nicht so leicht wieder finden. Jeder Beitrag bleibt auf einer bemerkenswerten Höhe des Inhalts und der Darstellung; kein Verfasser prunkt mit Kenntnissen, aber jeder zeugt aus wohl gegründetem Wissen von einer Sache, die ihm am Herzen liegt; nirgends hat man das leidige Gefühl, als ließe sich der Gelehrte zum Nurgebildeten herab, sondern durchweg spürt man die Freude des wirklich Gelehrten, wenn er die Ehre hat, von seinen Dingen vor reifen Männern und Frauen, die auf der Höhe des Lebens und der Bildung stehen, sprechen zu dürfen.

Welcher der Beiträge mir selbst am besten gefallen hat, ist ohne Bedeutung; aber ich will nicht verschweigen, daß ich am meisten aus Paul Friedländers Gedanken über „Die griechische Tragödie und das Tragische" gewonnen habe; seine Worte über die Orestie des Aischylos zeigen tiefes Verständnis für den großen Dichter.

Ludwig Curtius, Die Aphrodite von Kyrene bringt zu wundervollen Bildern des kostbaren Werkes sehr lehrreiche Aufschlüsse über Zeit und Stil; im Tone hat er noch nicht ganz erreicht, was eine solche Zeitschrift fordert.

Wenn Ernst Goldbeck vom Untergang des kosmischen Weltbildes der Antike spricht und uns von Platon und Aristoteles bis zu Galilei, Kepler und Newton geleitet, so ist schon der Gegenstand allgemeiner Teilnahme sicher, und der Verfasser weiß sie mit sicherer Hand auf das Wesentliche zu lenken.

Robert Zahn beschreibt eine kleine Terrakotte, die Perseus und Andromeda darstellt, mit der Anmut der Sachlichkeit, die ihm eigen und unnachahmlich ist.

Aus dem Aufsatze von Friedrich Klingner über Livius möchte ich vor allem, so hoch ich auch seine Betrachtung des Schriftstellers schätze, die Übersetzung hervorheben, die den Schluß bildet. Wie reif und groß erscheint hier Livius, wie reif und groß ist aber auch die Kunst des Übersetzers.

Bilder, Ausstattung und Druck sind so gut, wie man vom Herausgeber und vom Verleger mit Recht erwartet.

Alles in allem: ich freue mich auf das nächste Heft.

W. Schubart.

The Quarterly Journal of the Mythic Society (Bangalore) 14 1923/24:

1 10—22 R. Narasimhacharya, The Western Gangas of Talkad. — 23—28, 106—10 Sarat Chandra Mitra, Studies in bird-myths. — 29—38 A. Rangasvami Sarasvati, Mitradeva or Muladeva (Śunga-Dynastie). — 39—48 K. Rama Pisharoti, Bhasa's Pratima-natakam (contin., Act V, transl. and notes). — 49—58 K. Krishnamacharya, Glimpses of the ancient varna dharma.

2 73—81 F. Goodwill, Hutridroog and Huliyurdroog (2 Hügelforts bei Bangalore). — 82—88 R. Narasimhacharya, A new Rashtrakuta copper plate grant of A. D. 810 (Govinda III). — 89—105, 217—32 P. K. Gode, Psychology of emotions as represented in the Bhagavadgita. — 11—16 K. Varadachar, A glaring plagiarism in Kannada (Bhaṭṭakalankadeva nicht Verf. des Karṇāṭaka-śabdānuśāsana, sondern nur Kommentator mit mehrfach falschen Erkl.). — 117—19 R. Shama Sastry, Dice play on the first day of the white half of the month Kartika. — 120—24 K. G. Sankara, Some problems of Indian hist. (1. The name Venad. 2. The date of Mandalapurusha. 3. The use of solar signs in India. 4. The date of the Paripadal). — 125—29 T. N. Subramaniam, The Kotrankudi plates of Nandivarman II (Pallava, Skr. u. Tamil). — 130—40 H. Heras, S. J., The Jesuit influence in the Court of Vijayanagar (Anf. d. 17. Jh. in Chandragiri u. Vellore).

3 165—83 D. B. Ramachandra Mudaliar, Indian music. 184—89 A. S. Ramanath Ayyar, Two Tamil dances. — 190—210 R. Rama Rao, Origin and devel. of Siva-worship with spec. ref. to Virasaivism. — 211—16 Sarat Chandra Mitra, On a Santal aetiological folktale of the „Mann u. Fuchs" type. — 233—37 M. Hiriyanna, An Indian view of „present time" (Nyāya).

4 251—60 B. Raghavendra Rao, Dewan Purniah (Minister v. Haidar Ali u. Tippu). — 261—74 G. Ramadas, Hist. geogr. of the Kalinga under the Eastern Gangas. — 275—81 K. G. Sesha Aiyar, The Kośar and the Vamba Moriyar. — 302—11 A. S. Ramanatha Ayyar, Nalodaya and its author (the Kērala poet Vāsudēva, 9. Jh.). — H. Heras, Venkatapatiraya I and the Portuguese (letter of Philip III of Spain to the king of Bisnaga). — 318—23 C. Hayavadana Rao, Rural habitation in South India.

W. P.

Revue Biblique 33 1924:

1 5 R. Dhorme, Les nouvelles tablettes d'El-Amarna. — 33 A. van Hoonacker, La succession chronologique Néhemie-Esdras (fin). — 65 R. Devresse, La chaine sur les psaumes de Daniel Barbaro. — 82 J. Jaussen, Le publicain ou le *aaššar* dans la tradition arabe. — 85 Fr. Leferbrière, La vallée du Jourdain et le fossé syro-africain. — 106 P. Dhorme, Palmyre dans les textes assyriens. — 108 Chronique (I. Croix byzantine de Madaba, II. Deux inscriptions latines militaires). — *Dom H. Quentin, Mémoire sur l'établissement du texte de la Vulgate (Fr. Lagrange). — *A. Rahlfs, Studien über den griechischen Text des Buches Ruth. — Ders., Das Buch Ruth griechisch als Probe einer kritischen Handausgabe der Septuaginta (E. Tisserant). — Bulletin (N. T. und A. T.).

2 161 R. Vincent, Le nouvel hypogée de Byblos et l'hypogée royal de Gezer (suite). — 188 M. Régnier, La distribution des chap. 25—28 du livre de Job. — 201 R. Abel, Topographie des campagnes machabéennes (suite).

— R. Dhorme, La fin de l'empire assyrien d'après un nouveau document. — 235 F. Abel, Où en est la question de Caphargamala? — J. Jaussen, Inscription arabe d'Orts. — 249 Chronique (La fête de saint Élié au mont Carmel). — *Old Latin Bible No. 7 Novum Testamentum Scti Irenaei Episcopi Lugdunensis .... with introduction by ..... A. Souter (Fr. Lagrange). — *H. Vogels, Handbuch d. nt. Textkritik. (ders.). — *Ad. v. Harnack, Neue Studien zu Marcion (ders.). — *H. St. John Thackeray, The Septuagint and Jewish Worship (P. Dhorme). — *G. Dalman, Jesus-Jeschua (Fr. Lagrange). — *Th. v. Tichelen, S. Paulus. — Ders., In den patriarkentijd (J. Vandervorst). — Bulletin (N. T. und A. T.).

3 321 M. Lagrange, Où en est la dissection littéraire du quatrième Evangile? — 343 P. Dhorme, Les chap. 25—28 du livre du Job. — 357 L. Vincent, Le *sinnor* dans la prise de Jérusalem (II. Sam. V. 8). — 371 F. Abel, Topographie des campagnes machabéennes (suite). — 388 Ders., Une inscription médiévale de Saint-Jean d'Acre. — 391 Dom A. Wehnart, Note sur les évangiles datées de Troyes N. 960. — 396 J. Jaussen, Le mauvais œil. — 407 P. Dhorme, A propos d'une théorie strophique. — 420 Chronique (I. L'année archéologique 1923 en Palestine, II. Jérusalem, glanures archéologiques). — *F. Cavallera, Saint Jérome, sa vie et son œuvre (F. Abel). — *P. Vulliaud, La Kabbale juive, historie et doctrine (P. Dhorme). — Bulletins (origines chrétiennes, papyrus, apocryphes, hist. de religions, peuples voisins et Palestine).

4 M. Lagrange, L'hermétisme. — 498 R. Devresse, La chaine sur les psaumes de Daniel Barbaro (fin). — 522 P. Synave, Le Canon scriptuaire de St. Thomas d'Aquin. — 534 P. Dhorme, L'aurore de l'histoire babylonienne. — 557 Ders., Les achéens dans les textes de Boghaz-Keui. — 566 F. Abel, Marisa dans le papyrus 76 de Zenon et la traite des esclaves en Idumée. — 574 J. Jaussen, Le coq et la pluie dans la tradition palestinienne. — 583 Chronique (Découvertes récentes à Beit-Djebrin). — *M. Goguel, Introduction au N. T. (Fr. Lagrange). — *H. Gousslen, Über georgische Druck- und Handschriften, die Festordnung und den Heiligenkalender des altchristlichen Jerusalems betreffend (F. Abel). — Bulletin (N. T. Syrie, Palestine).

Theologische Literaturzeitung 50 1925:

2 *Bertholet-Lehmann, Lehrbuch der Religionsgeschichte (C. Clemen). — *Chr. Bartholomae, Zaruthastra's Leben und Lehre (H. Haas). — *D. Völter, Die althebräischen Inschriften vom Sinai ... (H. Duensing).

3 *C. Noyes, The genius of Israel (H. Greßmann).

4 *Neutestamentliche Apokryphen. — *M. Rh. James, The Apocryphal New Testament (J. Behm). — *H. F. Lutz, Viticulture and Brewing in the Ancient Orient (K. Galling). — *J. Hell, Von Mohammed bis Ghazâli. — *Al Ghasali, Das Elixir der Glückseligkeit, übers. v. H. Ritter (F. Horst). — *Th. Menzel, Türkische Märchen (F. Horst). — *A. Schulz, Das Buch Josue (H. Duensing). — *J. J. Bachofen, Das Lykische Volk ... (E. Lohmeyer).

5 *P. Sarasin, Helios und Keraunos oder Gott und Geist (H. Haas). — *B. Gemser, De Beteekenis der Personennamen voor onze Kennis van het Leven en Denken der oude Babyloniërs en Assyriërs (H. Greßmann). — *O. Weber, Assyrische Kunst (M. Pieper). — *H. Greßmann, Die Aufgaben der Alttestamentlichen Forschung (J. Hempel). — *H. M. Wiener, Early Hebrew History and other Studies (H. Greßmann). — *J. Elbogen, Der jüdische Gottesdienst in seiner geschichtlichen Entwicklung (W. Staerk). — *Calwer Bibellexikon (H. Holzinger). — *Biblische Zeitschrift (H. Windisch). — A. Debrunner, Ἐπιούσιος.

6 *R. Weill, L'installation des Israélites en Palestine et la légende des Patriarches (H. Greßmann). — A. Šanda, Moses und der Pentateuch (W. Baumgartner). — *H. M. Wiener, Das Hauptproblem des Deuteronomiums (O. Eißfeldt). — *O. Procksch, König und Prophet in Israel (O. Eißfeldt). — *H. Schmidt, Die großen Propheten ... (W. Staerk). — *E. König, Die messianischen Weissagungen des A. T.s (W. Baumgartner). — *L. Köhler, Die Offenbarung des Johannes und ihre heutige Deutung (M. Dibelius).

7 *B. Mörner, Tinara. Die Vorstellungen der Naturvölker vom Jenseits (Th. Steinmann). — *R. C. Temple, The Word of Lalla the Prophetess ... of Kashmir (H. v. Glasenapp). — *F. Sommer, H. Ehelolf, Das hethitische Ritual des Pāpanikri von Komana. — *M. Witzel, Hethitische Keilschrifturkunden (B. Meißner). — *C. J. Gadd, A Sumerian reading-book (B. Meißner). — *W. B. Stevenson, Grammar of Palestinian Jewish Aramaic. — *Jahrbuch der Jüdisch-Literarischen Gesellschaft (G. Dalman). — *S. Grünberg, Exegetische Beiträge (G. Dalman). — *J. Nikel, Grundriß der Einleitung in das AT. (O Eißfeldt). — *P. Volz, Das Dämonische in Jahwe (W. Baumgartner). — *L. Haefeli, Ein Jahr im heiligen Lande (G. Dalman). — *G. Pfannmüller, Handbuch der Islam-Literatur (H. Frick). — *H. Achelis, Das Christentum in den ersten drei Jahrhunderten (H. Koch).

8 *E. Kalt, Biblische Archäologie. — *S. Landersdorfer, Studien zum biblischen Versöhnungstag (C. Steuernagel). — *J. Herrmann, Ezechiel (H. Duensing). — *M. Brugsch, Arabisch-deutsches Handwörterbuch 1. (G. Dalman).

Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft u. d. Kunde d. nachbibl. Judentums N. F. Bd. 1 (1924):

1/2 1—33 H. Greßmann, Die Aufgaben der alttestamentlichen Forschung (1. bisher Periode der Literarkritik, deren Ergebnisse auf dem Gebiet des Hexateuch nach wie vor Grundlage aller Wissenschaft vom AT., darüber hinaus aber der sichere Ertrag gering neben gewaltiger Übertreibung, die vom ganzen AT. für die vorexilische Zeit knapp ein Zehntel übrig lasse; 2. von jetzt an das vorderorientalische Zeitalter, das Israel ohne Vernachlässigung seiner Besonderheit in das Ganze des Vorderen Orients zu stellen habe, vor allem in bezug auf die Religionsgeschichte und die Archäologie und Kulturgeschichte im weitesten Sinn; 3. andrerseits müsse auf neuen Wegen das Verständnis des AT. von innen heraus gesucht werden, durch vorsichtige und zurückhaltende Textkritik, statistische Festigung der Metrik, Ausbau der Grammatik — vor allem der Syntax, politische Betrachtung der Geschichte ohne deuteronomistische Werturteile, literargeschichtliche Untersuchung der literarischen Gattungen und stoffgeschichtliche Untersuchung vor allem von Märchenmotiven, schließlich Vertiefung der Religionsgeschichte durch Herausarbeitung der treibenden Kräfte und Eindringen in das Wesen der Prophetie; alles Aufgaben, die eine neue Methodik der alttestamentlichen Wissenschaft zu präzisieren habe.) — 34—74 W. Staerk, Zur alttestamentlichen Literarkritik, Grundsätzliches und Methodisches (fordert Ersatz der formalen Quellenkritik durch methodische Stoff- und Ideenkritik. 1. Die Komposition von Ge. 1—11: an der Doppelheit P—J gegen Löhr festzuhalten, alle Versuche aber, in J mehrere Quellen, d. h. selbständige, sinnhafte, geschlossene Erzählungen nachzuweisen, gescheitert, wie auch der Versuch, in Ge. eine durchgehende Quelle E aufzufinden; die Unebenheiten und offensichtlichen Doppelheiten in der Urgeschichte von J nicht das Ergebnis von Verschmelzung verschiedener Quellen oder Sammlung von selbständigen Sagen, sondern vielmehr von Verarbeitung zersungener und verklungener, volkstümlich in sich verschiedene Motive harmonisierender Sagenstoffe im Dienst einer religiösen Ideologie. 2. Ge. 15: das Vorkommen von אלהים kein ausreichender Grund für Quellenscheidung, die nur unter Voraussetzung der Zusammengehörigkeit von 1—6 mit 7 ff. möglich; vielmehr 1—6 eine selbständige zum Ausdruck eines Gedankens der prophetischen Religion geschaffene Legende, deren Doppelheiten stilistisch als Zerdehnungen zu er-

klären; 7 ff. dagegen ein im Verhältnis zum Grundstück der prophetischen Erzählung jüngeres Element, beherrscht von der national-völkischen Einengung des Verheißungsglaubens, aufgebaut mit Benützung sehr alten Sagenstoffes). — 74—104 J. Hempel, Jahwegleichnisse der israelitischen Propheten (häufig der kurze *wie*-Vergleich, selten Fabel und Parabel, für die die innere Spannung zu groß; reich entwickelt die Allegorie, vorgebildet in den ebenso wie Träume konkret-realistisch oder häufiger symbolisch-allegorisch gedeuteten prophetischen Visionen; die Bilder konkret, und entsprechend dem Charakter des prophetischen Gottes-Erlebens überwiegend grausig: häufige Verwendung des im ganzen Orient als Erscheinungsform und Attribut von Gottheiten — Sonnengott, Ischtar, kleinasiatische Muttergöttin u. a. — verbreiteten, aber nicht durch innerisraelitische Polemik belasteten Löwen — im Gegensatz zum Stier, der als Vergleichsgegenstand gänzlich fehlt —, mit bedingt durch sein Vorkommen in der von ägyptisch-phönizischem Sonnenkult beeinflußten Ausstattung des salomonischen Tempels, umgekehrt Fehlen des in der späteren Kultdichtung beliebten Vergleichs mit dem schützenden Vogel). — 105—15 G. A. Cooke, Some considerations on the text and teaching of Ezekiel 40—48 (unter Benützung des Visionscharakters als Kriterium werden der Grundstock von 40—42, weiter 43, 1—12. 44, 1—25. 28—30a. 45, 13—15a. 46, 19—24. 47, 1—12 Ezechiel zugewiesen, darin weiter einige Dubletten ausgeschieden und der Rest als wegen inhaltlicher Verwandtschaft hinzugekommenes Material des entstehenden P erklärt; Ansatzpunkte zu apokalyptischer Verwendung und symbolischer Deutung; Stellung im Ganzen von Ez.'s Werk). — 116—36 K. Fullerton, The original conclusion to the book of Job (1. im Prolog Gegensatz zwischen der erbaulichen Erzählung von Hiob's ausdauernder Frömmigkeit und dem fast frivolen Motiv der himmlischen Wette; 2. Kernstück der Dialog 3—19 mit dem in 9 besonders klaren Zweck, die moralische Entrüstung über die orthodoxe Vergeltungslehre und ihre Gottesvorstellung auszudrücken; 3. die dritte Gesprächsreihe 21—31 sekundäre orthodoxe Umbiegung, 4. ebenso in 38 ff. die zweite Rede Jahwe's 40, 6—41, 26 und die zweite Antwort Hiob's 42, 1—6 sowie der Epilog 42, 10 ff., während 42, 7—9 eine dem Gedanken des Dialogs zustimmende Glosse sei und 5. die erste Rede Jahwes 38, 1—40, 2 mit ihrer deutlichen Ironie und die die bloße Erklärung der Unfähigkeit zu weiterer Erörterung enthaltende Antwort Hiob's 40, 3—5 ebenso wie der Prolog äußerlich in den Standpunkt der Orthodoxie einlenken, in Wirklichkeit aber das Problem des Leidens des Gerechten als unlösbar darstellen sollen; die Doppeldeutigkeit beabsichtigt als Mittel, dem Dialog, der für sich allein unbedingt abgelehnt worden wäre, Gehör zu verschaffen). — 136—45 H. J. Elhorst, Die deuteronomischen Jahresfeste (das Pesachfest des Urdeuteronomiums am Neumond des Abib — nicht im Monat Abib —, als nur die Familienhäupter auf einen Tag in Jerusalem vereinend praktisch durchaus durchführbar und zur Pesachfeier des Josia stimmend; wahrscheinlich Pesach das einzige Jahresfest des von starken prophetischen Ideen getragenen, der Ackerbaureligion mißgünstigen Urdeuteronomiums). — 145—8 M. A. Canney, The goat-song (sucht anknüpfend an τραγῳδία Verbindungen zwischen hebr. *śēʿār* „Haar", *śʿôrâ* „Gerste", *śāʿîr* „Bock" nebst ihren arabischen Äquivalenten und arab. *šāʿir* „Dichter"). — 148—53 F. M. Th. Böhl, Tud'alia I, Zeitgenosse Abrahams, um 1650 v. Chr. (und Auswanderung Abrahams aus Ḥarrân infolge des Einfalls der Ḥarri, nach denen diese Stadt benannt). — 153—4 Ch. Bruston, L'inscription des deux colonnes du temple de Salomon. — 154—5 A. Gustavs, Die syrischen Berge *Śá-ri-ja-na* und *Bi-i-šá-i-šá* in den Boghazköi-Texten (der erste der Hermon). — 156—63 H. Greßmann, Bemerkungen (1. Babylonische Mysterien; 2. Der Untergang Ninives; 3. Ausgrabungen der Davidstadt; 4. Heilige Tänze; 5. Kultlieder; 6. Wichtige Zeitschriftenaufsätze). — 163—4 A. C. Welch zu ZAW. 1921, 58 ff. — 164—76 K. Marti, Bibliographie. G. B.

3/4 177—208 H. Gunkel, Jesaia 33, eine prophetische Liturgie (Hauptteil des Kapitels der Gattung der prophetischen Rede angehörig, charakterisiert durch Beziehung zumeist auf die Zukunft, Dunkelheit, Bildersprache, Vermeidung deutlicher Hinweise auf die Gegenwart, springenden Stil, Schwanken des Tempus, Vorliebe für Anrede; 2. 7—9 zwei Nachahmungen von Volksklageliedern mit anschließenden Orakeln, das erste von Gebetscharakter, 14b—16 Nachbildung einer den feierlichen Eintritt in den Tempel begleitenden „Tora-Liturgie"; Datierung in nach-exilische Zeit auf Grund der Kunstform; Interpretation des Gesamtaufbaus und der einzelnen Abschnitte). — 209—21 Th. H. Robinson, Baruch's roll (bei Jer. wie sonst in der prophetischen Literatur drei Stil-Typen: A) poetische Orakelsprüche, B) prosaische biographisch-historische Erzählungen, C) Kunstdichtung und -Prosa in 1. Pers., bei Hagg. und Zach. ziemlich sicher und bei Ez. wahrscheinlich das Ergebnis der literarischen Tätigkeit der Propheten selbst; daher auch bei Jer. die hierher gehörenden Abschnitte 1, 1—13. 3, 6—18. 7, 1—8, 3. 11, 1—14. 13, 1—14. 14, 11—16. 18, 1—12. 24, 1—25, 29. 31, 23—32, 44. 35 in der Hauptsache ähnlich zu beurteilen, d. h. als der Inhalt der von Baruch geschriebenen chronologisch geordneten Rolle; vom Redaktor unseres Buches vorzugsweise diese Rolle, erst von 19 ab stärker die Biographie des Baruch benützt). — 222—44 F. G. Duncan, Millo and the City of David (Versuch, aus den literarischen Zeugnissen, hauptsächlich Josephus, und den Ergebnissen der Grabungen von 1923 auf dem Südosthügel [Ophel] Davidstadt und Millo zu lokalisieren: Jebusiterstadt auf dem Südosthügel, mit einer Zitadelle in ihrem nördlichen Ende; diese durch David stark zerstört, notdürftig durch eine Diagonalmauer neu befestigt; von Salomo die Zitadelle mit einem neuen Torturm wiederhergestellt, der Boden in ihr aufgefüllt — daher ihr neuer Name Millo —, und die Davidische Mauer bis zu diesem neuen Niveau abgetragen; — mit einem Plan). — 245—72 H. Schmidt, Die Ehe des Hosea (1. viele Züge für die allegorische Deutung unnötig oder störend, daher die Erzählung nicht als Allegorie erfunden, somit Bericht über wirkliche Ereignisse; 2. durch die frische Empörung von 2, 4 ff. ausgeschlossen, daß die Frau vor der Ehe Dirne gewesen wäre, also 3. ihr diese Bezeichnung erst im Rückblick gegeben, ebenso den beiden jüngeren Kindern die Bastardnamen an stelle ihrer in dem nicht zu beanstandenden Stück 2, 1—3 erscheinenden wirklichen Namen; 4. Gomer nach Trennung der Ehe wahrscheinlich Kedescha geworden und aus dieser Lage wieder losgekauft, wie auch 5. durch 4, 11 ff. nahegelegt werde, ihren Treubruch mit dem Treiben am Herbstfest beim Heiligtum in Verbindung zu bringen). — 272—96 H. Greßmann, Die neugefundene Lehre des Amen-em-ope und die vorexilische Spruchdichtung Israels (1. Übersicht über die bisherige Literatur; die Parallelen — auch aus Spr. 11—20. Jer. 17, 5 ff. u. a. — in hebräischem Text und Übersetzung des Ägyptischen; wörtliche Berührungen nur in dem Abschnitt Spr. 22, 17—24, 22, der allerdings gleichzeitig Berührungen mit Achikar zeige, was auf die assyrisch-ägyptische Zeit, die spätere Königszeit, weise; 2. volkstümliche Sprüche, Spruch- und Fabeldichtung, internationale Beziehungen; 3. Spruchdichtung in prophetischen Schriften, vor allem Jer. 17, 5—8 und Jes. 10, 15; innerhalb des Spruchbuchs die Sammlungen II—V mit überwiegend kurzen Sprüchen älter als I. VI; IV durch 25, 1 auf etwa 700 datierbar, also Entstehung des Inhalts von II—V im 8/7. Jahrh., I. VI bis in die persische Zeit; Königssprüche; kein prophetischer Einfluß, die Vergeltungslehre vielmehr der Prophetie bereits aus der Spruch-

dichtung überkommen; 5. Aussagen, Mahnungen, Zahlensprüche, alphabetische Lieder; 6. Träger der Spruchdichtung die Ältesten oder Weisen, insbesondere die Schreiber, ein Stand mit besonders starken internationalen Beziehungen und — vgl. den Papyrus Anastasi I — hoher sozialer Stellung). — 297—313 W. Caspari, Neuere Versuche geschichtswissenschaftlicher Vergewisserung über Mose (eindringende Auseinandersetzung mit Greßmann, Staerk und Sellin auf dem Boden der methodischen Erwägung, daß das „Großbild" einer geschichtlich weit wirkenden Persönlichkeit, zu dessen ihr „Programm" darstellenden Zügen gehöre „nicht nur, was sie gewollt, was man vor ihr verlangt hat, sondern ebensosehr, was sie zustandegebracht oder hinterlassen hat", an „programmwidrigen" und dadurch in ihrer Tatsächlichkeit gesicherten Zügen kontrolliert werden müsse). — 313—37 H. Greßmann, Josia und das Deuteronomium, ein kritisches Referat (über G. Hölscher ZAW 1922, 161 ff.; Th. Oestreicher, Das deuteronomische Grundgesetz 1923; G. Hölscher Eucharisterion I 158 ff.; F. Horst ZDMG 1923, 220 ff.; E. Sellin, Gesch. d. israel.-jüd. Volkes I 1924, 282 ff.) — 337—46 E. König, Stimmen Ex. 20, 24 und Dt. 12, 13 f. zusammen? (gegen Oestreicher, Grundgesetz 104 ff., der beide Stellen ausgleichen will, indem er die zweite unter Berufung auf Dt. 23, 16 f. deutet als „an jedem Ort, den Jahwe erwählen wird ..., daselbst sollst du deine Brandopfer darbringen"). — 346—65 H. Greßmann, Bemerkungen (1. Ausgrabungen in der Davidstadt; 2. Andere Ausgrabungen in Palästina; 3. Königsgräber in Byblos [mit Behandlung der Inschriften]; 4. Eine neue Geschichte des Altertums [Cambridge Ancient History]; 6. 353—65 Wichtige Zeitschriften-Aufsätze). — 366—8 K. Galling, Register. G. B.

Zur Besprechung eingelaufen.

(* schon zur Besprechung vergeben.)

Erfolgt auf die Einforderung von Rezensionsexemplaren innerhalb 14 Tagen keine Antwort an den einfordernden Herrn Mitarbeiter, so gilt das als Absage.

Bergsträßer, G.: Ḥunain ibn Isḥāq über die syrischen und arabischen Galen-Übersetzungen.
*Blondheim, S.: Les Parlers Judéo-Romans et la Vetus Latina. Étude sur les Rapports entre les Traductions Bibliques en Langue Romane des Juifs au Moyen Age et les Anciennes Versions.
*Buschan, G.: Illustrierte Völkerkunde in zwei Bänden. II. Teil: Europa und seine Randgebiete. 2. u. 3., vollst. umgearb. und wes. verm. Aufl.
*The Cambridge Ancient History. Ed. by J. B. Bury, S. A. Cook, F. E. Adoock. Vol. III: The Assyrian Empire.
*Conrady, A.: Alte westöstliche Kulturwörter.
*Dubnow, S.: Die alte Geschichte des jüdischen Volkes. Oriental. Periode. Vom Beginn der griech. Herrschaft in Judäa bis zu dessen Zerstörung durch die Römer. Autor. Übers. a. d. Russischen von Dr. A. Steinberg.
*Enzyklopädie des Islām. Lief. C.
Fiebig, P.: Erzählungsstil der Evangelien im Lichte des rabbinischen Erzählungsstils untersucht, zugl. ein Beitr. z. Streit um die „Christusmythe".
*Frobenius, L.: Vom Völkerstudium zur Philosophie = Erlebte Erdteile Bd. IV.
*Fuchs, E.: Dachreiter und verwandte chinesische Keramik des XV. bis XVIII. Jahrhunderts.
*—: Tang-Plastik. Chines. Grabkeramik des VII. bis X. Jahrh.
*Gaster, M.: Die samaritanische Litteratur = Anh. z. Enzykl. d. Islam Bd. IV. Lief. C.
Glück, H., u. E. Diez: Die Kunst des Islam. Propyläen-Kunstgeschichte Bd. V.
Grünberg, S.: Exegetische Beiträge II. Folge.
Haase, F.: Altchristliche Kirchengeschichte nach orientalischen Quellen.
Hallauer, J.: Die Vita des Ibrahim B. Edhem in der Tedhkiret el-Ewlija des Ferid ed-din Attar. Eine islamische Heiligenlegende.
Hebrew Union College Jubilee Volume (1875—1925).
Kauffmann, O.: Aus Indiens Dschungeln. Erlebnisse und Forschungen. 2. erw. Aufl.
Klinghardt, K.: Türkün Jordu. Der Türken Heimatland. Eine geogr.-politische Landesschilderung.
*Krause, F. E. A.: Geschichte Ostasiens II. Teil: Neuere Geschichte.
Lehmann, F. W. P.: Japan. Jedermanns Bücherei.
*Murasaki, Lady: The Tale of Genji. Transl. from the Japanese by A. Waley.
Nogales, R. de: Vier Jahre unter dem Halbmond. Erinnerungen aus dem Weltkriege. Autor. deutsche Ausgabe.
Obbink, H. W.: De magische Beteekenis van den Naam Inzonderheid in het oude Egypte.
*Perzyński, F.: Japanische Masken. Nō und Kyōgen Band I u. II.
Pulver, M.: Arabische Lesestücke.
Quell, G.: Die Auffassung des Todes in Israel.
*Scheftelowitz, J.: Alt-Palästinischer Bauernglaube in religionsvergleichender Beleuchtung.
Schmidt, C.: Der Kolophon des Ms. orient 7594 des Britischen Museums. Eine Untersuchung zur Elias-Apokalypse.
Schmidt, Hans: Der Mythos vom wiederkehrenden König im Alten Testament. Festrede.
*Schmitthenner, H.: Chinesische Landschaften und Städte.
*Soothill, W. E.: China and the West. A Sketch of their intercourse.
Spiegelberg, W.: Beiträge zur Erklärung des neuen dreisprachigen Priesterdekretes zu Ehren des Ptolemaios Philopator.
Steuernagel, C.: Der 'Adschlūn. Nach den Aufzeichnungen von Dr. G. Schumacher beschrieben. Lief. 1 und 2.
*Trautz, F. M.: Ceylon. Der indische Kulturkreis in Einzeldarstellungen.
*Trinkler, E.: Quer durch Afghanistan nach Indien.
*Ungnad, A.: Babylonisch-Assyrische Grammatik. Mit Übungsbuch (in Transkription). 2. durchges. Aufl.
*Vatter, E.: Der australische Totemismus.
*Wackernagel, J.: Vorlesungen über Syntax. Mit besond. Berücks. von Griechisch, Lateinisch u. Deutsch.
*Waldschmidt, E.: Gandhara, Kutscha, Turfan. Eine Einführung in die frühmittelalterliche Kunst Zentralasiens.
Walles, J.: Messianska Folkförbund och Tidsåldrar. Enligt Bibeln och El-Amarna-Breven Samt Andra Källor.
Windfuhr, W.: Baba batra („Letzte Pforte" des Civilrechts). Text, Übers. u. Erklär. nebst einem textkritischen Anhang. = Die Mischna IV, 2.
Wirth, A.: Der Kampf um Marokko.
Wright, J.: The Geographical Lore of the Time of the Crusades. A Study in the History of Medieval Science and Tradition in Western Europe.
Wulzinger, K.: Die Piruz-Moschee zu Milas. Ein Beitrag zur Frühgeschichte osmanischer Baukunst. Sonderabdruck a. d. Festschrift zur Hundertjahrfeier der Technischen Hochschule Karlsruhe 1925.
*Wutz, F.: Die Psalmen textkritisch untersucht.

Mit einer Beilage des Verlags der Asia major, Leipzig.

Verlag und Expedition: J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig, Blumengasse 2. — Druck von Max Schmersow, Kirchhain N.-L.
Verantwortlicher Herausgeber: Prof. Dr. Walter Wreszinski, Königsberg i. Pr., Julchental 1.

Aus dem hethitischen Schrifttum

Übersetzungen von Keilschrifttexten aus dem Archiv von Boghazköi

von **Dr. Johannes Friedrich**

Privatdozent an der Universität Leipzig

1. Heft: **Historische Texte, Staatsverträge, königliche Erlasse, Briefe, Gesetze, wirtschaftliche Texte.**
2. Heft: **Religiöse Texte.**

Der Alte Orient Band 24, Heft 3 u. 25, Heft 2.

Das heth. Schrifttum bringt uns Kunde von der ersten indogermanischen Großmacht der Weltgeschichte, dem Reiche der Hethiter im Kleinasien des 2. vorchristlichen Jahrtausends und verbreitet ungeahntes Licht über Geschichte, Kultur und Religion des alten Vorderasien. — Das erste Heft der vorliegenden Arbeit läßt einen Blick tun in die Geschichte, die Gesetzgebung und Wirtschaft der Hethiter, während das soeben ausgegebene zweite Heft Proben aus den verschiedenen Gattungen des religiösen Schrifttums bietet. Mit dieser ersten Auswahl wird die für die Religionsgeschichte des alten Vorderasien so wichtige hethitische Religion erstmalig weiteren Kreisen zugänglich gemacht, während ihre Kenntnis bisher auf den engsten Kreis der Fachgelehrten beschränkt war.

Preis eines jeden Heftes M. 1.20.

Babylonische Dichtungen Epen und Legenden

von

D. Dr. Alfred Jeremias

Professor an der Universität Leipzig

Der Alte Orient Band 25, Heft 1.

Die ägyptische Seele offenbart ihre Symbolik vornehmlich in der Kunst, die sumerisch-babylonische in der Literatur. Auf dem Gebiete der Kunst stehen die Ägypter höher als die Babylonier. Wenn man aber die vorliegende Schrift samt den Heften 7, 3 und 13, 1 der gleichen Sammlung, in denen H. Zimmern die Hymnen und Gebete behandelt, liest und damit die Literatur der Ägypter vergleicht, wird man sehen, daß auf dem literarischen Gebiete die euphratensische Kultur ihre Schwester am Nil überholt hat. — A. Jeremias behandelt Fabeln und Rätsel, Lieder religiösen Inhalts. Vor allem aber gibt er eine Übersicht über die Schätze epischer Dichtkunst. Man wundert sich, daß unsere dramatischen Dichter diese Fundgrube heroischer Stoffe nicht längst ausgebeutet haben.

Preis M. 1.20.

J. C. HINRICHS'sche BUCHHANDLUNG / LEIPZIG

DAMASKUS

DIE ISLAMISCHE STADT

VON

KARL WULZINGER UND CARL WATZINGER

1924. Quart. 203 Seiten. Mit 62 Tafeln und 57 Abbildungen. In Leinen geb. M. 53.—

Das Buch schildert in Einzeldarstellungen eine ungeahnt reiche Geschichte der baulichen Entwicklung der Hauptstadt Syriens, ein neues Kapitel islamischer Kunstgeschichte. Die charakteristischen Erscheinungen sind in ihrer Entstehung und in ihren Wandlungen verfolgt und in ihren inneren Zusammenhängen dargestellt. Städtebaulichen Fragen wird die gebührende Beachtung geschenkt. Chronologische Listen, eine speziell zur Omaijaden-Moschee, helfen die Fülle des Materials zu übersehen und zu beherrschen, während ein Verzeichnis orientalischer und europäischer Literatur auf alle bisher über Damaskus bekannt gewordenen sachdienlichen Veröffentlichungen verweist, selbst wenn es nur kürzere Nennungen sind. — Das Werk will zwar in erster Linie dem Fachmann, dem Archäologen und Orientalisten, dem Kunst- und Baugeschichtler dienen, es wirkt aber durch sein reiches Bildermaterial und die gemeinverständlichen, zusammenfassenden Abschnitte auch als eine Fundgrube künstlerischer Anregung und hohen Genusses für Kenner und Freunde des Orients. Es wird manchem Deutschen, den der Weltkrieg nach Damaskus geführt, willkommen sein.

Ein illustrierter Prospekt steht durch jede Buchhandlung oder direkt vom Verlage kostenlos zur Verfügung.

Walter de Gruyter & Co., Berlin W 10

In Kürze erscheint:

DIE INNENSTADT VON BABYLON (MERKES)

VON

DR. OSKAR REUTHER

Professor an der Technischen Hochschule in Dresden

47. Wissenschaftliche Veröffentlichung der Deutschen Orient-Gesellschaft

Das Werk gibt den ausführlichen Bericht über die Ausgrabungen auf dem von den umwohnenden Arabern als „Merkes" bekannten Teil des Ruinenfeldes von Babylon, der ein Stück der Wohnstadt umfaßt. Die Grabungen haben hier in ältere Schichten geführt, als sie sonst in Babylon erreichbar waren und einen Einblick in die Stadt der Chammurabi-Zeit und der nachfolgenden Perioden eröffnet. Hauptsächlich ist es aber das Babylon Nebukadnezars, das mit zahlreichen Wohnhäusern, einem Tempel und einem großen Teil des Straßennetzes ans Licht gekommen ist und ein klares Bild der Stadt des 6. Jahrhunderts und überhaupt eines babylonischen Stadtgefüges in einer Vollständigkeit vor Augen führt, wie es bisher noch bei keiner Grabung auf baylonischem Boden gewonnen werden konnte. Der zweite Teil des Werkes behandelt die Gräber, die in den Ruinen der Häuser gefunden wurden. Zum ersten Male werden die Bestattungsformen in ihrem Wandel durch nahezu zwei Jahrtausende in lückenloser Aufeinanderfolge vorgeführt. Die merkwürdige Vielseitigkeit der Totenbräuche, die an anderen Ruinenstätten des Zweistromlandes beobachtet worden ist und vielleicht mit dem Wechsel in der Zusammensetzung der Bevölkerung zusammenhängt, hat sich auch für Babylon selbst bestätigt.

Mit 120 Abbildungen im Text und 95 Tafeln

Etwa 275 Seiten Text. 4°.

Preis broschiert etwa M. 200—250. Wird auch gebunden geführt.

Vollständiges Verzeichnis der Veröffentlichungen der DO-G kostenfrei.

VERLAG DER J. C. HINRICHS'schen BUCHHANDLUNG
LEIPZIG

Buchdruckerei für fremde Sprachen Max Schmersow, Kirchhain N.-L.